# Unser Blatt

## Christliche Monatsschrift,

herausgegeben im Auftrage der Allgemeinen Bundeskonferenz der Mennonitengemeinden der SSSR in Moskau 1925.

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

1. Jahrgang. Januar 1926. Nr. 4.

## I. Licht und Wahrheit.

### Neujahr.

(2. Mose 12, 2.)

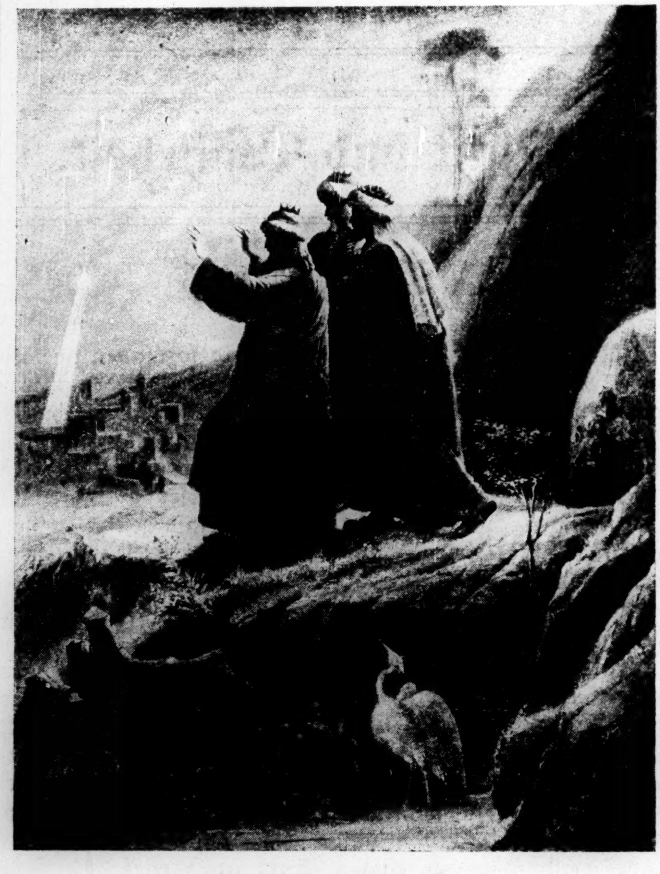
„Dieser Monat des Auszuges soll bei euch der erste Monat sein." Die Israeliten sollten ihre Erlösung aus Egypten für so wichtig halten, daß sie von dem Auszugsmonat an ihre eigentliche Zeitrechnung beginnen sollten. Von nun an, wollte der Herr ihnen sagen, soll bei euch ein neues Leben anfangen; die Zeit, die ihr bisher in Egypten im Dienste Pharaos mit Ziegelbrennen zugebracht habt, ohne mich zu kennen, ist eigentlich ohne Bedeutung; jetzt aber, da ich euch aus dem Diensthause errette, soll eure wahre Volksgeschichte erst beginnen. Also: **Der Auszug aus Egypten ist die eigentliche Geburtsstunde des Volkes Israel, des Volkes der Wahl.**

So ist's auch im geistlichen: ein neuer Lebensanfang findet dann statt, wenn Jesus Christus der Inhalt unseres Lebens geworden ist, wenn wir ihm das Verfügungsrecht über uns eingeräumt haben. Alle unsere Saulusherrlichkeit im Weilandsleben ist ohne Ewigkeitsgehalt, wenn Christus ausgeschaltet bleibt. Wir hatten vielleicht Erfolg in unsrem Leben, wir waren die Gefeierten, man nannte uns die Glücklichen, viele schauten mit Hochachtung, andere wieder mit Neid zu uns empor, — höre das Bekenntnis eines Mannes, der sich solcher Vorzüge im hohen Maße rühmen konnte: „Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet." (Phil. 3, 7.) „Ach, ich bin des Treibens müde! Was soll all' der Schmerz und Lust? Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!" — das ist das Bekenntnis des Altmeisters Goethe, eines Mannes, dem die Weltfreuden und die Weltehre sozusagen in goldenen Schalen dargereicht wurde. Oder aber unser Leben war bis dahin ein äußerst beschwerliches, wir haben von frühester Jugend an ein hartes Joch zu tragen gehabt, wir haben gleich Israel bei den Frondiensten geseufzt und geklagt unter den harten Schicksalsschlägen — wisse, Ersatz dafür haben wir in jener Welt nicht zu erwarten, sofern Christus nicht der Mittelpunkt unseres Lebens war.

Ein neuer Lebensanfang findet dann statt, wenn wir durch Jesum leben. Was wars, daß die Erstgeburt in Israel in jener verhängnisvollen Nacht verschont blieb? Warum ging der Würgengel an den Hütten Israels vorüber? Ei, weil das Passahlamm geschlachtet und mit dessen Blut die Türpfosten bestrichen worden waren. **Der vorher erfolgte Tod des Lammes garantierte für das Leben der Erstgeburt in Israel.** Da haben wir im Vorbilde die anbetungswürdige Tatsache der Erlösung, durch Jesum geschehen. Hier haben wir die Schattenumrisse von dem Körper, den wir dort auf dem Kreuzesaltar auf Golgatha zu suchen haben. Höre sie, die frohe Botschaft! Höre, wie wenn du sie zum ersten Male hörtest: „Erlöst, nicht mit vergänglichem Silber oder Gold, sondern mit dem teuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes" — und „die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt." Dieses Blut mußt du an die Tür deines Herzens streichen, welches geschieht durch Glauben. Durch Glauben mußt du dieses Blut in dein Inneres, in dein Geistesleben, in dein Denken,

Fühlen, Wollen hineintragen in der guten Zuversicht, daß sein Tod die Sühnung deiner Schuld, seine Wunden deine Gerechtigkeit sind — dann muß das Verderben an dir vorübergehen, dann lebst du durch Jesum. Lieber Leser, lebst du durch Jesum?

Wenn wir so durch Jesum leben, so müssen wir auch lernen **von Jesu** zu leben. Die nachfolgende Geschichte dieses Kapitels gibt uns diesbezüglich Fingerzeige. Jehova sorgte bei jenem Auszuge Israels nicht nur dafür, daß es vor dem Würgengel verschont bliebe, sondern seine Fürsorge hatte es auch auf Israels Erhaltung abgesehen. Er sorgte für Wegzehrung. Und diese Wegzehrung war wiederum das Lamm. **Das Blut des Lammes diente ihnen zum Schutz und sein Fleisch zur Nahrung.** Nicht nur hat Jesus damals am Kreuze unsere Schuld gebüßt, er will auch jetzt unsere Wegzehrung sein, wir sollen ihn genießen, um so durch Kraft dieser Speise gottwohlgefälliges Leben zu führen, um so durch Genuß seines Fleisches zu neuen Offenbarungsstätten seiner Herrlichkeit geführt zu werden. Das ist für viele Christen leider ein Geheimnis. Man kommt nicht hinaus über den Stand des natürlichen Wesens. „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht," — das ist das Moll, das man täglich anstimmt.



Die Weisen aus dem Morgenlande.

Aus Römer 7: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" kommt und kommt man nicht hinüber in Römer 8: „Das Gesetz des Lebens in Christo hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes." Um Gottes Willen in rechter Weise tun zu können, müssen wir zuerst die rechte Kraft und Nahrung für unser inneres Leben empfangen haben. Wodurch empfangen wir solches? Antwort: durch Gemeinschaft im Wort, im Gebet und durch Unterhaltung des Mahles des Herrn, welch letzteres der sichtbare Ausdruck jener wesentlichen Gemeinschaft ist. Wer das Wort und das Gebet vernachlässigt, begeht geistlichen Selbstmord.

Ein neues Leben ist dann auch ein Leben **für Jesum.** Bis zu seinem Auszuge lebte Israel für Pharao und mußte mit seinen Ziegeln seine Magazine und Grabdenkmäler bauen helfen; von seinem Ausgange an aber lebte es für den Herrn. Wiederum ein Gleichnis unseres Christenlebens. Unser Christenleben darf kein Hamsterleben, d.h. kein Sichselbstleben sein, sondern es muß ein Leben in dienender Liebe sein. Dienende Liebe schaltet alle Selbstsucht aus. Dienende Liebe äußert sich in so vielen Formen, als es Lebensverhältnisse gibt. Soll unser Leben die rechte Richtung und das rechte Ziel haben, so müssen wir jenen Spruch mit dem Herzen erfaßt haben: „Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist." Es hat jemand gesagt: „Ich beneide sie nicht, die gefeierten Dichter, Künstler, Philosophen, Staatsmänner und Kriegshelden, keinen Augenblick um ihre Triumphe; ich beneide noch weniger die reichen Kapitalisten und ihre Millionen, die sie besitzen. Diese alle haben ein verlorenes Leben hinter sich, wenn sie alles nur für sich getan haben."

In dem Maße unsere Liebe zu Christo wächst, in dem Maße erweitert und vertieft sich unser Tun für ihn. Wenn der Schiffsmannschaft

mmandiert wird: „Alle Mann auf Deck!", nn darf niemand in seiner Kabine zurück-eiben, und dann ist auch keiner, der nicht nen bestimmten Dienst hätte. Wir dürfen in esem Jahre kein lästiges Bleigewicht an un-ren Füßen mitherumtragen. Wer nicht mit-alf, der muß jetzt in die vollen Reihen ein-eten. Gelegenheit zur Arbeit für Jesum wirst u finden, wofern du sie nur suchst. An dem arbeitenden Israel zu Esras und Nehemias Zeiten wollen wir uns ein Exempel nehmen. „In der einen Hand das Schwert, in der andern die Kelle!" „Die Hand am Pflug, das Herz im Himmel", und „Um jenen ew'gen Kranz dies ird'sche Leben ganz." Meine Losung für das neue Jahr soll sein: **Ich lebe für Jesum, weil ich durch Ihn vom Ihm lebe!**

P. P.

---

# „Das Wort sie sollen lassen stahn!"

**Dr. M. Luther.**

Bei obigem Ausspruch Luthers ist mir es so, ls sähe ich einen großen, starken, muskulösen Grobschmied im Lederschürz und mit aufgekrempelten Hemdärmeln vor seinem Amboß stehen nd den schweren Eisenhammer dröhnend auf as glühende Eisen niederschlagen, daß die unken wie ein Sprühregen nach allen Seiten tieben. „Das Wort sie sollen lassen stahn!" — elch eine Entschiedenheit, welche Glaubens-raft, welch ein unbegrenztes Vertrauen zu dem Heilandswort: „Himmel und Erde werden ver-gehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!"

Ebenso denken und empfinden Sie auch, lieber unger Freund, und doch möchten Sie etwas haben, was Sie anderen Leuten sagen können, ie nicht mit uns auf gleichem Glaubensgrunde tehen, wenn solche mit allerlei Einwänden ge-gen das liebe alte Bibelbuch kommen, einen Beweis für die Wahrheit der Heiligen Schrift, er nicht aus derselben geschöpft ist, sondern on einer Seite kommt, die auch der Unglaube gelten lassen muß. — Versuchen wir es damit.

Die Bibel enthält Weissagungen, viele hun-dert Jahre alt, deren Erfüllung nicht von ihr selbst berichtet, wohl aber von der Weltgeschichte bezeugt wird, so daß nicht bloß die Heilige Schrift, sondern auch die Weltgeschichte ein lautschallendes Ja! zu ihren Weissagungen gibt. Das sind namentlich die Weissagungen über einzelne Völker und Städte. Solcher gibt es viele, doch wir beschränken uns heute nur auf eine, welche sich auf die große, mächtige und älteste Handelsstadt der Vorzeit, Tyrus, bezieht. Von diesem reichen Tyrus (wir folgen den Ausführungen von Past. Bauernfeind, Rev. John Urquart u. a.) drang viel heidnisches Wesen und Gottlosigkeit in Israel ein; war doch die Gemahlin des Königs Ahab, Isebel, welche fast alle Reste des Bibelglaubens im Volke vollends zerstörte, gerade aus dieser Stadt. Kein Wunder, daß der Geist Gottes derselben durch die Propheten Jesaja und Hesekiel das Gericht ankünden läßt. In Hesekiel 26, 3—5 heißt es (gekürzt): „Siehe, ich will an dich, Tyrus, und will viel Heiden über dich heraufbringen . . . die sollen die Mauern zu Tyrus verderben und ihre Türme abbrechen; ja ich will auch ihren Staub von ihr wegfegen und will einen bloßen Fels aus ihr machen und zu einem Ort im Meere, darauf man die Fischgarne aufspannt . . ." V. 7: „Siehe, ich will über Tyrus kommen lassen Nebukadnezar, den König von Babel . . . der wird wider dich Bollwerke aufschlagen und einen Wall aufschütten" usw.

Die Bibel sagt uns nichts von der Erfüllung dieser Weissagung, kann auch teilweise nicht, denn als sich das letzte derselben erfüllte, war das Wort Gottes an die Menschen längst abgeschlossen. Da müssen wir die heidnischen Geschichtsschreiber der ältesten Zeiten fragen und die nicht biblischen Berichte neuerer Zeiten, was sie uns über das Schicksal der Stadt Tyrus zu sagen haben. Nebukadnezar belagerte tatsächlich die Stadt. Aber die mächtige Flotte Tyrus beherrschte das Meer und verhinderte die vollständige Berennung der Stadt, und es dauerte dreizehn Jahre lang, bis die Feste zuletzt doch von einem chaldäischen Heer genommen wurde. In Vers 12 heißt es: „Sie werden deine Steine, Holz und Staub ins Wasser werfen", man beachte: *sie* werden, als wenn noch andere sich bei der Zerstörung beteiligen werden. Darauf werfen 3 und 4 ein Licht. Gott will viele Völker über Tyrus heraufbringen usw.

Doch nach der ersten Zerstörung hörte die Stadt nicht auf zu existieren. Vor der Zerstörung noch hatten die Tyrer den größten Teil ihrer Schätze auf eine Insel gebracht, die eine halbe englische Meile vom Ufer entfernt lag. Durch bittere Erfahrungen belehrt, wollten die Leute nicht mehr auf Mauern trauen, die nicht zum Schutz mit einem Wassergürtel umgeben seien. Die alte Stadt wurde deshalb

verlassen und auch weiter kein Versuch gemacht, sie nach Abzug der babylonischen Heere wieder aufzubauen.

So weit war die Weissagung erfüllt, aber auch nur so weit. Die Trümmer standen noch, und Holz und Steine waren nicht ins Wasser geworfen worden, ebensowenig der Staub weggefegt. Ein neues Tyrus aber wächst auf dem Felsen, auf der Insel empor, schöner und reicher als das vorige war.

Mehr als 240 Jahre vergingen. Im Angesichte der Trümmer der alten — bestand die neue Stadt. Und Gottes Wort blieb scheinbar eine leere Drohung. Da versetzte Alexander der Große die Welt des Orients in Angst und Schrecken. Als er sich mit seinem mächtigen Heere dem reichen Tyrus näherte, schickte dieses ihm ihre Abgeordnete entgegen, ihn freundlich zu begrüßen.

Sie würden auch herzlich aufgenommen. Die Sturmwolke schien harmlos vorüberziehen zu wollen. Da äußerte der Welteroberer den Wunsch, in ihrer Stadt anzubeten. Doch die Tyrer wußten, was das bedeute. Sie beschlossen bewaffneten Widerstand. — Alexanders Heer rückte näher heran, — aber eine halbe Meile blauen Wassers trennte die Stadt von der Küste. So beschloß er, einen festen Damm durch das Meer zu legen, auf dem sein Heer zum Angriff schreiten könne. — Und nun ging unser Schriftwort buchstäblich in Erfüllung: die Mauern und Türme, die Ruinen der Häuser, Paläste und Tempel, ja die ganze alte Stadt wurde niedergerissen und Steine und Holz von Tyrus ins Wasser geworfen. Das Bedürfnis nach Material war so groß, daß man tatsächlich den Staub vom Platz wegfegte und ins Meer warf. Tyrus wurde zum zweiten Male zerstört.

Doch die Reiche und Stolze auf dem Meeresfelsen erhebt sich auch abermals aus dem Staube. Im Jahre 335 n. Chr. fand daselbst sogar eine große christliche Kirchenversammlung statt, und die heidnischen Tyrer hätten die versammelten Kirchenväter fragen können: „Wo bleibt denn eigentlich die Erfüllung der Weissagung über Tyrus!“ Ja, wo bleibt sie?

Es vergehen neue Jahrhunderte. Gott hat Seiner Worte vergessen, oder sie haben an Kraft und Wahrheitsgehalt verloren.

Aber was erfahren wir aus **der neueren Zeit** über Tyrus? — Ein Reisender schreibt: „Die ganze Bevölkerung des D o r f e s Tyrus besteht aus 50—60 armen Familien, welche von Fischerei leben, und ein späterer beschreibt Tyrus als einen Fels, auf welchem Fischer ihre Netze trocknen...

Langts zu für heute? Ich denke! Ja, Gottes Wort sie sollen lassen stahn!

Jonathan.

# Altes und Neues.

**Gruß und Geleitwort an „Unser Blatt“.**

**(Eingesandt von Peter Dück, Kondratjewka.)**

1. Nicht alles Alte kann sich halten:
was schlecht war, mag es doch veralten!
Nicht alles Neu bringt Dir Heil,
drum prüf und wähle dir dein Teil.

2. Ob alt, ob neu, was deiner Seele
verhüllt die göttlichen Befehle,
was Menschen preist und Gott verhöhnt,
dem sei der Eingang streng verpönt.

3. Das Alte, was dir deine Seele
erlöst von ihrem alten Fehle, —
das Neue, was dein Herz erneut,
das nimm, wo es der Herr dir beut.

4. Drum wende dich von neuer Lehre
und gib dem alten Gott die Ehre,
und bleib trotz neuem Heidentum
beim alten Evangelium.

5. Die alte Wurzel, neue Triebe,
der alte Glaube, neue Liebe,
der alte Gott, ein neues Herz,
der alte Trost im neuen Schmerz.

6. Auf altem Weg die neue Reise,
das neue Lied nach alter Weise —
das ist das Alte, das erfreut,
das Neue, das dich nie gereut!

# Streiflichter am Neujahrstage.

Eingesandt von einem Optimisten für unsere Jugend.

— „Sum, sum, sum, fröhlich fliege ich über Berg und Tal, freue mich des Lebens, nippe von den Blüten der Blumen, wärme mich in den glühenden Sonnenstrahlen und frage nicht weiter, wohin ich gehe. Es ist ja auch garnicht so wichtig, dieses zu wissen", so summt eine junge Fliege an einem herrlichen Sommertage, als sie im großen Schwarm ihrer Altersgenossen im Sonnenscheine vergnügt herumtummelte.

— „O, ich kann dich an deiner Freude am Leben so recht verstehen," unterbrach sie eine ihrer jungen Gefährtinnen, „schön ist das Leben in der Natur. Ich empfand es besonders heute Morgen: wie ein goldenes Kindlein erwachte und lächelte er. Ein kühlender Hauch zog über die grünende Erde und ihren bunten Blumenteppich, als die ersten Sonnenstrahlen hinter dem Berge hervorlugten. Da mußte ich laut aufsummen, so prächtig und schön war alles um mich herum. Mit rötlicher Hand berührten die Goldstrahlen die grünen Obstbäume und färbten in die verschiedensten Farben das weite Wiesental. Ja schön ist das Leben, besonders das Leben in der Natur."

— „Ach schnick-schnack, was hilft mir ein jammervolles Dahinleben und eine schöne Natur, wenn man nichts zu essen und zu trinken hat", brummte eine ältere Fliege, die unweit auf einem Wachholderbusch saß und dem lustigen Geplauder zuhörte. „Eine gesicherte Existenz verleiht erst dem Leben den nötigen Wert."

— „Ach was," rief da die erste Fliege aus, „wenn ich das Leben vom Standpunkte des Essens und Trinkens betrachten wollte, dann würde es mir noch grauer erscheinen, als wir graues Fliegenvolk es ohne dem schon sind." Und im jugendlichen Übermut schlug sie vor, zur heißen Sonne zu fliegen, um ihr, der Lebensspenderin, für ihre wohltuenden Strahlen zu danken. Und sie flogen zur Sonne.

Ei, wie herrlich breitete sich unter ihnen die grüne Erde aus. Weder Städte noch Dörfer, weder Waldungen noch Gebüsche, weder Berge noch Hügel beschränkten ihren Gesichtskreis, je höher sie in die schwüle Sommerluft stiegen. Ja je höher sie kamen, je freudiger ward ihre Stimmung, denn sie sahen sich immer weiter der Erde entrückt. Doch die Sonne, die Sonne war noch so weit, so weit. Und um die Mittagszeit, stieg sie noch höher. Die Luft ward immer heißer. Die Fliegen aber behielten ihr Ziel fest im Auge: sie wollten zur Sonne gelangen.

Und dann kam der Abend. Wie ein blutigroter Riesenball versteckte sich die Sonne im Westen. Erst dann bemerkten die ermüdeten Fliegen, wie weit sie von ihrem Ziele entfernt waren, daß sie es nie erreichen würden. Enttäuscht und entmutigt ließen sie sich zur Erde nieder und kehrten an den Ort zurück, von wo aus sie ihren kühnen Flug unternommen hatten. Da saß die prosaische Fliege, die indessen manch süßen Leckerbissen genossen hatte, und wiegte sich wohlgenährt und selbstgefällig in den Schlaf.

Kaum hatten sich die müden Reisenden in ihrer Nähe gelagert, als auch schon ein heftiger Streit um den Wert des Lebens unter ihnen entbrannte. Manch heftiges Wort, manch böser Blick fiel da, bis endlich die nächtliche Dämmerung sie in ihr dunkles Gewand einhüllte.

Rings herrschte tiefes Schweigen in der Natur. Da verstummten auch sie und verfielen in einen tiefen Schlaf, der für sie zum Todesschlaf werden sollte. Denn der allmächtige Schöpfer hat in seiner göttlichen Vorsehung für dieses Grauvolk nur eine kurze Lebensfrist bestimmt...

Auch deinem Leben, lieber junger Leser, ist eine Frist gesetzt. Einst kommt auch für dich nach Jahr und Tag die dunkle Nacht, wo aller Streit um Ideale, Lebensziele und Lebensbestimmungen ein Ende haben wird. Wieder ein Jahr bist du dieser Stunde nähergerückt. Wer weiß, wie lange noch?.. Und dann?

Nun, wenn du dir als Lebensziel die Nachfolge Jesu Christi und als Lebensbestimmung den Kampf um die ewige Krone gestellt hast, ja, wenn du dir als Lebensweg den schmalen Weg, der himmelan über den Golgathahügel zu den ewigen Hütten führt, gewählt und mit dem Herrn deinen Weg betreten hast, dann blicke nur mutig und vertrauensvoll in die dunkle, ungewisse Zukunft, in die über dich einst hereinbrechende Nacht. Dann folgt nach finsterer Nacht ein herrlicher Auferstehungsmorgen, nach kurzem Todesschlaf — ein ewiges Leben, nach zeitlichem Leiden — unvergängliche Freuden. Dann bist du ein Erbe des ewigen Glücks! Und nicht wahr, mein junger Freund, du willst doch glücklich werden?

# Zu spät erwacht.

So lasset uns nun nicht schlafen wie die andern, sondern lasset uns wachen und nüchtern sein. 1. Thes. 5, 6.

Es gab in Thessalonich Menschen, von denen mit Recht gesagt werden konnte, daß sie schliefen, d. h. sie waren noch nie von ihrem Sündenschlafe erwacht, ähnlich wie der Kerkermeister in Philippi. Als der Apostel Paulus und Silas im Gefängnisse beteten, so daß das Gefängnis erbebte, die Gefängnistüren sich öffneten und die Gefangenen los wurden, da erwachte der Kerkermeister aus dem natürlichen, zugleich aber auch aus seinem Sündenschlafe. Denn mit Zittern fragte er die Apostel: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?" Die Apostel sagten ihm: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig werden." Der Kerkermeister glaubte und ward gerettet. Solcher Geretteten gab es in Thessalonich eine ganze Gemeinde. Diese lebendig Gläubigen an Christo Jesu ermuntert der Apostel Paulus mit den Worten unseres Textes: „So lasset uns nun nicht schlafen wie die andern, sondern lasset uns wachen und nüchtern sein."

Lasset uns einmal den Unterschied zwischen den Wachenden und Schlafenden ins Auge fassen. Solches könnte uns, die wir schon das Heil in Christo erfaßt haben, förderlich in unserem Glaubensleben sein. Ein Schlafender merkt nicht, was um ihn her vorgeht; er sieht nicht die Gefahr, in welcher er oft schwebt. So auch der sichere ungerettete Sünder: er erkennt nicht seinen verlorenen Zustand, und sieht nicht die Gefahr, in welcher er schwebt. Er sieht nicht, daß, wenn er nicht durch den Glauben an Jesum Christum gerettet wird, er ewig verloren ist; er schläft, und ist laut Gottes Wort in Sünden geistlich tot. (Ephes. 2, 1.) Der lebendig glaubige Christ dagegen merkt und sieht, daß die gottlose Welt, trotz Kultur und Zivilisation dem Zorngerichte Gottes mit schnellen Schritten entgegenreift. Darum hütet er sich, daß sein Herz nicht beschwert werde mit Fressen und Saufen und Sorgen der Nahrung, damit der Tag des Herrn nicht auch ihn schlafend finde, und er samt der gottlosen Welt untergehe. Ein Schlafender träumt oft die wunderlichsten Dinge, und, wenn er dann erwacht, bleibt von dem, was er geträumt, nichts als Schaum. So auch der in Sünden verstrickte und in Sünden und Lastern lebende Sünder; er träumt von einer herrlichen Zukunft und Freiheit im irdischen Leben, in welchem der Mensch zügellos, ohne Gott den Lüsten seines Fleisches wird leben können, merkt aber nicht, daß solches Leben nur Schaum ist. Der erwachte und wiedergeborene Christ dagegen wandelt im Licht, wie Jesus Christus in dem Lichte ist, und hat Gemeinschaft mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum und allen Gläubigen. Darum warnt der Apostel die Geretteten in Thessalonich: „Lasset uns nicht schlafen wie die andern, sondern lasset uns wachen und nüchtern sein", damit wenn der Herr Jesus kommt, er uns möchte bereit finden. Traurig ist's nur, daß auch unter unserem mennonitischen Volke viele Alte und Junge, trotz den schweren Erfahrungen der letzten Zeit nicht aufwachen von ihrem irdischen Sinn, und anstatt vor Gott aufrichtige Buße zu tun über ihr gleichgültiges Leben, nur suchen wieder zu irdischem Vermögen und Wohlleben zu kommen. Trachtet doch nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist — und wenn dann wird Christus offenbar werden, dann werdet auch ihr offenbar werden mit ihm in seiner Herrlichkeit (Kol. 3). Solche Hoffnung ist nicht Schaum, sondern gewisse Realität. Gott bewahre, daß es nicht von manchen einmal heißen möchte: „Zu spät erwacht!"

Ein Beispiel aus dem Leben. Am Niagarafall in Amerika standen eines Tages einige Männer und bewunderten den großen Wasserfall. Auf einmal sahen sie einen Kahn, welcher sich dem Wasserfall immer schneller näherte; aber zum Glück war kein Mensch in dem Kahn, dachten sie. Doch gerade in dem Augenblicke, als der Kahn hinabstürzen wollte, sprang ein Mensch, der so lange geschlafen hatte, auf, griff verzweifelt nach dem Ruder und — stürzte in den Abgrund. So geht es manchen Schlafenden; sie schlafen, bis der Tod da ist, dann greifen sie nach Hilfe und gehen oft ungerettet in die unselige Ewigkeit. Gott gebe, daß kein Leser dieser Zeilen einmal rufen müßte: „Es ist zu spät!"

A. Wall.

# Warum ich an Gott glaube und an der Religion festhalte.

Von Peter Dück, Kondratjewka.

Die Fluten des Unglaubens rauschen durch die Welt, heftige Stürme des Zweifels durchwehen unsere Zeit. Wer heute sein Christentum auf Sand gebaut hat, dem wird über kurz oder lang alles zusammenstürzen. Wer aber auf den Felsen gebaut hat, der wird auch in jenen kommenden Zeiten feststehen, von denen der Herr weissagt, daß verführt werden sollen (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten. Laßt uns Felsengrund suchen und auch andern denselben bieten, oder richtiger ausgedrückt, zu demselben verhelfen. Der Apostel Paulus durfte Tausenden zum wahren Grund der Seligkeit verhelfen. Er ruft uns zu: Jesus Christus ist der wahre feste Grund. Er ist das Fundament, auf welches wir unser Haus bauen sollen, ein Fundament, das nicht auf dem Sand menschlicher Meinung, sondern auf dem ewigen Felsen göttlichen Willens ruht.

Man hört in der gegenwärtigen Zeit häufig darüber klagen und seufzen, daß die jetzigen Christen so unsicher seien in ihrer christlichen Erkenntnis, und die Klage hat ihren Grund. Bei Tausenden von Menschen besteht das Christentum nur in einem unbestimmten Gefühlswesen. Einige fromme Empfindungen, andächtige Anwandlungen, Rührungen des Gemüts, wo es tiefer geht, Erhebung des Herzens zu Gebet, Dank und Fürbitte, — das ist alles. Von einer tieferen Einsicht in den Zusammenhang der evangelischen Wahrheit, von einem Verständnis ihres Grundes, ihres Umfanges, ihrer Absichten und Ziele, von einem klaren Rechenschaftgeben über das unbewegliche Fundament der Christenhoffnung ist keine Rede. Mancher Christ würde in nicht geringe Verlegenheit geraten, wenn er Antwort geben müßte auf die einfachen Fragen: „Sage mir, Freund, was glaubst du denn eigentlich?" oder „worauf gründet sich dein Glaube?" Es ist auch nicht schwer einzusehen, wie das so gekommen ist. Pastor Schenkel sagte am Anfange dieses Jahrhunderts: „In den Predigten, die die jetzigen Christen vernehmen, tritt das Lehrhafte fast ganz zurück, und das Gefühlsmäßige, das sogenannte Erbauliche und Praktische, unter dem man seltsamer Weise immer nur Gefühlserregungen versteht, wiegt ganz unverhältnismäßig vor, ja herrscht wohl ausschließlich.

Die christliche Lehre wird zudem auf alle mögliche Weise in Mißkredit gebracht. Die Welt spottet und schilt auf die sogenannte Dogmatik (Glaubenslehre), sie spricht höhnisch und verächtlich von „Dogmenkram", wie von einem abgestandenen alten Ding, das mit unbarmherzigen Besen aus Kirche und Schule hinausgefegt werden müsse. Sogar mennonitische Väter scheuen sich nicht vor den Ohren ihrer Kinder, wenn diese Bibelsprüche oder aus dem Katechismus einen kurzen Inbegriff der christlichen Lehre sich einprägen sollen, in den allerstärksten, auch wohl gemeinsten Ausdrücken über dieses vermeintliche ganz und gar unnütze Tun sich auszusprechen, darüber zu schelten und zu toben als über Torheit und Unvernunft, mit der man doch endlich mal aufhören sollte. Und oft haben selbst gläubige Christen die Lehre nicht gern. Sie halten sie für dürr und trocken; sie glauben mit dem Vortragen der christlichen Glaubenslehre könne man kein geistliches Leben pflanzen: sie fasse nicht an, sie erwärme nicht, die Religion sei ja doch eine Herzens- und nicht eine Kopfsache, darum müsse man sich nicht an den Verstand, sondern an das Gemüt wenden und ja keine dogmatischen Predigten halten. Es ist viel Wahres in diesen Worten, das gebe ich zu, aber — aber! Man kann es allerdings mit dem Lehrhaften übertreiben, und hat es auch übertrieben. Es war z. B. nicht vom Guten, wenn früher die Kinder in den Schulen immer und immer wieder nur den Katechismus auswendig lernen mußten, so daß dies manchmal der ganze Religionsunterricht war, und daß niemals fürs Herz geredet wurde. Die schönen biblischen Geschichten wurden den Kindern nicht erklärt und ihr köstlicher Inhalt den Kleinen nicht warm ans Herz gelegt, wie es in späteren Zeiten unsere Lehrer taten. Der edle Spener hat mit Recht bemerkt, das sei bald erreicht, daß man die Sache ins bloße Gedächtnis bringe, und in den Kopf; es frage sich dann aber erst noch: wie bringen wir den Kopf ins Herz? Es sei nicht genug, Holz in den Ofen zu legen; das Holz müsse auch brennen, sonst werde es nicht warm! In einem Menschenherzen muß es warm werden, es wird aber nur dann warm, wenn Kopf und Herz den Stoff gemeinschaftlich aufnehmen und verarbeiten. Es war weiter nicht vom Guten, wenn im Mittelalter die Geistlichen alle möglichen Lehrmeinungen auf die Kanzel brachten und mit vielen Gründen

bewiesen, warum das und das eine Irrlehre sei und jenes nicht. Da gingen wohl die armen Seelen manchmal traurig und recht hungrig nach Hause, wenn ihnen solche ungenießbare Speise dargeboten worden war. —

Aber wenn auf der einen Seite ein Abweg lag, so auf der entgegengesetzten nicht minder einer. War es ein Fehler, die Lehre allzusehr zu betonen, so war es nicht minder ein Fehler, wenn die Lehre ganz in den Hintergrund gedrängt und nur dem Gemütsvollen und Herzbeweglichen Wert beigelegt wurde. Wir erfahren das jetzt zu unserem Schaden. Wir sehen zu unserem Schrecken bei Groß und Klein: wer keine klare, feste Lehrerkenntnis besitzt, der ist wehrlos und sowohl dem Unglauben als dem ersten besten Irrgeist preisgegeben, wenn jener gut zu schwatzen und zu philosophieren, und dieser fromm zu reden weiß. Nicht umsonst warnte der vorher erwähnte christliche Zeuge am Anfange dieses Jahrhunderts (im Blick auf die Zukunft): „Ein Christentum, das keine klare feste Lehrerkenntnis besitzt, das lediglich Gefühlssache ist, hat keinen Halt und keine Widerstandskraft, — das ist wie ein Körper, dem das Knochengerüst fehlt. Die Knochen sind ja freilich hart und spröde, sie für sich allein bilden ein abschreckendes Skelett; aber ohne sie würde hinwieder der Körper zu einer unförmlichen, regungslosen, unnützen Fleischmasse zusammensinken. Sie sind die Grundlage, der feste Träger des Leibes. Das christliche Erkennen ist darum zum allermindesten ebenso wichtig als das christliche Fühlen, umsomehr in unserer Zeit. Ohne das Erkennen artet das Fühlen ins Weichliche, Maßlose, Verschwommene, Ohnmächtige, Ungesunde aus. Ohne klare und feste Lehrkenntnis steht der junge heranwachsende Christ in seiner Unschuld und Unerfahrenheit dem Unglauben vollständig wehrlos gegenüber; eine Zeitlang glaubt er, doch zur Zeit der Anfechtung fällt er ab. Lukas 8, 13. Und gerade weil in dieser unserer Zeit die Glaubenslehre so geringschätzend beurteilt wird, ist es ein um so dringenderes Gebot, ihren hohen Wert hervorzuheben und sie mit Nachdruck unserem Volk vorzulegen. Es wäre wünschenswert, wenn „Unser Blatt" in diesem Winter auch einen Gang machte durch die Hauptstücke der christlichen Glaubenslehre.

Ich möchte hier noch die Erkenntnisquellen streifen, aus denen wir Christen die evangelische Lehre schöpfen. Wenn wir uns mit Fragen über göttliche Dinge beschäftigen: über Gottes Vorsehung und Weltregierung, über seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, über die Erweisung seiner Gnade in Christo Jesu, des Menschen inneres Elend und Sünde, und den Weg, wie er zum Frieden und Seligkeit gelangt, über die Aufgaben und Ziele der christlichen Gemeinde und die letzte Vollendung, die ihrer wartet, von der Auferstehung der Toten und vom jüngsten Gericht, so fragt es sich doch vor allen Dingen: Wo finden wir Auskunft, Aufklärung über dieses alles? Woher wissen es die Menschen, und was gibt ihnen die Zuversicht und Gewißheit, daß sie sich nicht in einem Irrgarten von lauter leeren und vielleicht ganz irrigen Meinungen herumtreiben? —

Das ist sonnenklar: Wenn ein Gott, ein Vater über uns waltet, so muß er sich in irgend einer Weise kund tun. Wie finden wir ihn denn nun? — Wie lernen wir ihn kennen? —

Gott hat verschiedene Offenbarungsweisen, in denen er uns nahe tritt. Einmal tut er sich uns kund in der Natur. Das ist eine Offenbarung Gottes, woran die ganze Menschheit teil hat und teil haben soll. Gott hat sich von jeher auch den Heiden bezeugt in der Natur, in der Geschichte und im Gewissen. Aus der Schöpfung sollten und konnten auch die Heiden „seine ewige Kraft und Göttlichkeit" erkennen (Röm. 1, 19—20; Apostg. 14, 17). Und sie sind dafür verantwortlich, wenn sie von dieser Stufe der Offenbarung Gottes keine Notiz genommen haben. Doch viele von ihnen haben rührend dahin studiert. Der griechische Philosoph Aristoteles (384 vor Chr.) schreibt: „Der jedem sterblichen Wesen unschaubare Gott wird aus seinen Werken selbst erschaut." Der berühmte Redner nnd Schriftsteller des alten Roms, Cicero (geb. 106 vor Chr.) schreibt: "Kein Volk ist so roh und wild, daß es nicht den Glaubeu an einen Gott hätte, wenn es gleich sein Wesen nicht kennt." Welch ein erweiterter Blick beim Betrachten des großen Universums ist aber dem Menschengeschlecht des 19. Jahrhunderts gewährt, gegen jenen vorchristlichen Völkern, wieviel weiter und tiefer schaut es (und besonders seine Gelehrten) in den Tempel der Schöpfung. Es lag nämlich in Gottes Plan und Absicht mit seiner Menschheit, daß zu gleicher Zeit, wo sie durch Überwindung des Stoffes und Erfindung so vieler kunstreicher Apparate zur Entwickelung des Weltverkehrs in die Bequemlichkeit und den Genuß des Lebens sich vertiefte, und dabei in Hochmut und Unglauben versank, ihr auch als Gegengewicht gegen denselben durch Fernrohr, Spektroskop und astronomische Photographie große Einblicke in die über alle

Begriffe herrliche Fixsternwelt eröffnet wurden. Damit ruft Gott ihr zu: „Hebet eure Augen gen Himmel! Wer hat diese Dinge geschaffen?"

Es war im Jahre 1907, da lud der Direktor der Baseler Universität den Direktor der Wiener Sternwarte ein, nach Basel zu kommen, um dort vor der Studentenschaft der Universität einen Vortrag zu halten über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Astronomie. Der betreffende Professor kam und stattete dort vor einer vielhundertköpfigen Versammlung einen Bericht ab, wobei er demselben die Photographien der bedeutendsten und herrlichsten Sterne und Sternpartien des Firmaments in Lichtbildern vor die Augen führte. Von dem, was ich damals gesehen, gehört und gefühlt, und von dem, was ich später noch darüber gelesen habe, möchte ich hier zur Ehre Gottes und zur Vertiefung des christlichen Glaubens etwas wiedergeben. Das Thema, das ich streifen möchte, lautet: Die Größe und Schönheit der Schöpfung und die Unendlichkeit des Weltalls.

Die Pracht des Sternenhimmels hat zu allen Zeiten das Menschengemüt entzückt. Noch werden wir von derselben naiven Bewunderung eingenommen, wie ehemals die chaldäischen Hirten, wenn sie die Sterngruppen betrachteten, welche in der unermeßlichen Himmelstiefe über ihren großen Ebenen sich bewegten. Jetzt wie ehemals dreht der Große Bär sich langsam um den Polarstern, während der Gürtel des Orion mit seinen drei symmetrischen Sternen im Winter in flammender Pracht an unserem Südhimmel zur Sonnenwende hinaufsteigt. Hier glänzt der starke weiße Schein von Rigel und Vega, da der gelbliche von Kapella und Arkturus, der rötliche von Aldebaran und Antares, weiter herunter aber gegen den Horizont strahlt der schönste Stern des Himmels, Sirius, der gegen den Beschauer Licht in Bündeln von lodernden weißen, violetten und blauen Farbenspielen in beständiger Abwechselung wirft. Wer gab diesem Riesen sein Dasein? Woher hat er den kunstvollen Feuerapparat, seinen Verehrern riesige Blumenbouquets von weißen, violetten und blauen Farbenspielen in steter Abwechselung Jahrtausende lang zu präsentieren? Woher hat er diesen mannigfaltigen ungeheuren Lichtschatz?

Lange dauerte es, und viele Generationen kamen und verschwanden von der Erde, ehe der Mensch erkannte, oder richtiger ausgedrückt: es ihm geoffenbart, gezeigt wurde, daß all diese strahlenden Sterne selbstleuchtende Sonnen sind, gleich unserer eigenen glänzenden Herrscherin, welche von der Himmelsfeste herab einen Teil ihres reichen Vorrats von Wärme und Licht zu uns sendet.

Was ist aber die Ursache, daß diese Sonne und alle übrigen Sonnen zu leuchten und zu wärmen vermögen? Carlemann sagt: „Obwohl die neuere Astronomie mit Hilfe des Teleskops, Spektroskops und der mathematischen Analyse viele wichtigen Fragen bezüglich des Weltbaues beantwortet hat und besonders die, welche das System berühren, dessen Mittelpunkt die Sonne ist, sind doch viele Rätsel zu deuten übrig, und unter diesen befinden sich einige, welche von der größten Bedeutung für die richtige Auffassung des großen Schöpfungsmysteriums (=geheimnisses) sind. Zu diesen ungelösten Rätseln rechnet man besonders drei: 1. Auf welche Art sind die Himmelskörper entstanden? 2. Woher erhalten die Sonne und die Fixsterne ihren ungeheuren Vorrat an Wärme und Licht? 3. Die Sonne und die Sterne sind nicht stillstehend, sondern bewegen sich vorwärts im unendlichen Raume. Welche Kraft treibt sie? Diese drei Fragen bilden das qualvolle uralte Welträtsel, worüber so manche Häupter gegrübelt, arme schwitzende Menschenhäupter.

Die Antwort, die jedem Kinde auf den Lippen liegt, genügt ihnen nicht, und die Antwort, die ihnen zusagen würde, bestätigt, bewahrheitet sich nicht. Doch gehen wir einen Schritt weiter. Wir haben den Tempel der Schöpfung aus der Ferne betrachtet, nun laßt uns ihn selbst betreten.

Stelle dir, Leser, vor: es ist eine schöne Winternacht; eine milde, heitere und stille Nacht, eine solche, die das Gemüt zur Betrachtung stimmt, und da man einige der Stunden, welche die Natur der Ruhe gewidmet hat, gerne aufopfert, um sich solchen Eindrücken zu überlassen, welche den unruhigen, wechselnden Geschäften des Tages fremd sind. Es ist so schön, so still und ruhig um uns her, daß wir nur den kaum merkbaren Laut unserer eigenen Atemzüge vernehmen.

Erhebe deinen Blick zum Firmament! Innerhalb deines Gesichtskreises erscheint kein irdischer Gegenstand, aber sieh! „Vor deinen Augen breitet sich ein ungeheures Gewölbe aus, mit tausend und aber tausend funkelnden Juwelen besät, auf einem schwarzblauen Grund in allen möglichen Klarheitsgraden flimmernd, von dem beinahe unsichtbaren Lichtpunkt, wegen dessen du zweifelnd dich fragst, ob er eine Täuschung oder Wirklichkeit sei, bis zu Sirius, der in Diamantenpracht flammt. Es ist, als ständest du in dem unermeßlichen Tempel der Schöpfung und blicktest hinauf zum Gewölbe

des Domes. Und die Predigt, welche dir erklärt wird, hören deine Ohren nicht, sie gleitet leicht durch die Wahrnehmungsorgane des Sehens und berührt fast unmittelbar die innersten Fibern deiner Seele. Sie redet in einer glühenden bilderreichen Sprache von der unerforschlichen Größe und Pracht der Natur, von der verschwindenden Kleinheit und Unbedeutendheit des Individiums: es mag nun ein irdischer Herrscher sein, von einem glänzenden Gefolge begleitet, oder eine dieser Milliarden Sonnen, welche ein stattliches Gefolge untertäniger Planeten und Monden mit sich zieht, die von ihrem despotischen Monarchen ernährt und gekleidet werden." (Carlmann.)

Du bist aber nur ein schwacher Mensch, der seit seiner Kindheit gewohnt ist zu fragen: „Mama, Papa, Lehrer, wer hat diese kunstreiche Arbeit, die ich vor mir sehe, ausgedacht und verfertigt?" Und unbewußt wiederholst du die Worte des Dichters: „Wenn aber so viel Schönes in jeder Ader der Schöpfung und des Lebens sich verrät, wie schön muß nicht da die ewig klare Lebensquelle sein!" Du fragst: „Wer hat alles dieses Schöne und Prachtvolle ausgedacht und verfertigt?" Und das Sterngewölbe antwortet nicht auf deine Frage; denn du bist ein denkender Mensch, der sehen, urteilen und schlußfolgern kann. Es macht es, wie die Schrift es macht. Oder sollte es mit vielen Gründen beweisen, es gebe einen Schöpfer, einen Gott? Die Heilige Schrift tut das nirgends. Ihr findet in ihr kein Kapitel, das sich die Aufgabe stellt, das Dasein Gottes darzutun mittels einer umständlichen langen und breiten Beweisführung. Sie fängt gleich von vorneherein an: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde". Sie geht also ohne weiteres davon aus, als von einer zweifellosen, selbstverständlichen Gewißheit, daß Gott wirke und walte. Sie sagt es auch ohne alle Umschweife frei und frank: „Die Toren in ihrem Herzen sprechen, es ist kein Gott."

## Sylvesterfragen.

1. Das Jahr ist hin, schnell ist's davon geflohen,
Bald schon versinkt's ins Meer der Ewigkeit
Und trägt mit sich hinweg in schnellem Fluge
So manche Freude und so manches Leid.

2. Das Jahr ist hin, tief ernste Fragen steigen
Bei seinem Scheiden mir im Herzen auf:
Ich frage mich, ob würdig ich genützet
Die vielen Stunden, die gebracht sein Lauf.

3. Das Jahr ist hin, hab ich's vielleicht vergeudet
Im Dienst der Nichtigkeit, im Dienst der Welt?
War rein mein Wollen stets, war rein mein Handeln,
Das Ziel stets edel, das ich mir gestellt?

4. Das Jahr ist hin, bin weiter ich geschritten
Den schmalen Weg, der Selbstverleugnung Pfad?
Ob meinem Herrn ich ähnlicher geworden?
Ob sich Sein Bild in mir verkläret hat?

5. Das Jahr ist hin, hab ich's dem Herrn geweihet?
In Seinem Dienst verbracht die kurze Zeit?
Hab Liebe ich gestreut auf meinen Wegen?
War ich zum stillen Dulden stets bereit?

6. Das Jahr ist hin, in stiller Trauer neige
Ich meine Stirn, mir meiner Schuld bewußt,
„Vergib, o Vater, Deinem schwachen Kinde!"
So ringt sich's mir aus tiefer, tiefer Brust.

H. G.

# II. Geschichtliches.

## Etwas vom alten und neuen Stil.

Auf dem ersten Blatte der Bibel wird uns erzählt, daß Gott der Herr Lichter an die Feste des Himmels setzte, „die da scheiden sollten Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Diese Lichter sind Sonne und Mond. Und Sonne und Mond haben wirklich Tag und Nacht geschieden, Sonne und Mond sind Zeichen für die Zeiteinteilung geworden. Das Bedürfnis dazu war schon frühe bei dem Menschen da. Durch Beobachtung der Sonne und des Mondes kam man bald zu einer Einteilung der Zeit. Die Beobachtungen des Mondes führten zur Annahme von Monaten von 29 und 30 Tagen, die Beobachtungen der Sonne — zu einem Zeitabschnitte von 365 Tagen. Diese Beobachtungen sind uralt. Den ägyptischen Priestern war es schon im 14. Jahrhundert vor Christi Geburt bekannt. Zwischen dem Mond- und Sonnenjahr ist aber ein Unterschied von 11 Tagen, da das Mondjahr nur 354 Tage hat. Um doch eine Übereinstimmung zwischen beiden Jahren herbeizuführen, wurde im Altertum alle drei Jahre noch ein Schaltmonat von 30 Tagen eingeschaltet.

Der Umstand, daß die Berechnungen garnicht genau waren, brachte den damaligen Kalender in große Verwirrung, so daß sich der römische Kalender mit dem Sonnenjahr zur Zeit Julius Cäsars um 67 Tage auseinander ging. Julius Cäsar führte mit Hilfe gelehrter Männer eine Reform des Kalenders im Jahre 46 vor Christi Geburt durch, nach der auf jedes Durchschnittsjahr 365¼ Tage kamen; nach jedem 3. Jahr kam ein Schaltjahr mit 366 Tagen, wobei der eine Tag auf den Februar fiel. Dieser von Julius Cäsar eingeführte reformierte Kalender erhielt sich bis zu Ende des römischen Reiches und ging auch mit über in die christliche Kirche. Da aber auf jede 129 Jahre dieses Kalenders ein Tag zu viel kommt, weil das Sonnenjahr ungefähr 11 Minuten kürzer ist, so konnte auch dieser Kalender nicht in Übereinstimmung mit dem Laufe der Sonne bleiben. Später erst entdeckte man dieses, und noch später erkannte man den Grund dieser Ungenauigkeit.

Im 15. Jahrhundert schon rieten gelehrte Männer die „übergebauerten“ Tage auszuschalten, aber erst ein Jahrhundert später kam man dazu. Auf dem Tridentiner Kirchenkonzil (1545—1563) wurde die Reform des Kalenders beschlossen und dem nachmaligen Papste Gregor XIII (13.) übertragen. Wie Julius Cäsar getan hatte, so tat auch Gregor XIII. Er berief eine Kommission Gelehrter, welche einen neuen Kalender ausarbeiten sollten. Im Jahre 1582 waren sie damit fertig. Die „übergebauerten“ Tage lies man wegfallen und zählte laut päpstlicher Bulle sogleich nach dem 4. Oktober den 15. Damals waren es 11 Tage Unterschied zwischen dem julianischen und gregorianischen Kalender oder dem alten und neuen Stil, jetzt sind es schon 13 Tage. Der alte Stil steht auf 13 Tage der richtigen Zeit nach. Der gregorianische Kalender ist auch nicht bis aufs Tüttelchen genau, doch richtiger als der julianische ist er unbedingt. Es fragt sich nur, warum die Leute nicht alle das Richtigere annehmen. Nun, mit einer alten Überlieferung brechen — wenn es auch eine falsche ist — ist nicht so einfach und leicht. Die verschiedenen Reiche Europas nahmen den neuen Stil nicht zu gleicher Zeit an, und in Deutschland gab es recht viele Kämpfe — nicht mit dem Schwerte — bis er eingeführt wurde. Die evangelischen Stände Deutschlands konnten sich nicht zur Einführung des neuen Stils entschließen, weil er von Rom, also vom gegnerischen Lager, kam; dann auch nicht, weil der neue Kalender auch nicht ganz genau mit dem Himmelsgestirn übereinstimmte. Die katholische Bevölkerung feierte nach neuem Stil, die evangelische nach altem, was zu vielen Mißhelligkeiten führte. Um dieses zu ordnen, schuf man im Jahre 1699 ein Mittelding, den sogenannten „verbesserten“ Kalender, der zum größten Teil mit dem gregorianischen übereinstimmte. Nur in der Festrechnung wollte man sich weder nach dem julianischen noch nach dem gregorianischen richten; da sollten die astronomischen Tafeln des Astronomen Kepler den Grund zur Feststellung des Osterdatums bieten. Das ging einige Zeit; aber nicht lange, dann brach der alte Hader wieder aus, und erst im Jahre 1775 kam es unter Friedrich II (2.) zu einer

endgültigen Verständigung, indem man den „verbesserten" Kalender von 1699 aufhob und den gregorianischen einführte.

Im Jahre 1054 wurde durch Vollendung des kirchlichen Schismas die damalige christliche Welt in zwei Hälften gerissen: die römisch-katholische und die griechisch-katholische; trotz aller papiernen Vereinigungsversuche wurde der Riß immer tiefer.

Wie sollte bei solcher Sachlage die griechisch-katholische Geistlichkeit eine Kalenderreform annehmen können, die von römisch-katholischer Seite ausging?! Das ist ein Grund, warum in Rußland bis zum Jahre 1918 der alte Stil in Anwendung blieb.

Durch Einführung des neuen Stils sind wir dem übrigen Europa und Amerika ein Stück näher gerückt. Und über kurz oder lang wird der neue Stil auch im kirchlichen Leben unseres Vaterlandes seine Verwendung finden. Ad.

# Freud und Leid.

**Neujahrsgruß an die Leser „Unseres Blattes".**

Wenn die Freude pocht, das klingt so traut,
Wie ein erster, süßer Frühlingslaut:
„Freude, liebe Freude, schnell herein,
Liebe Freude, lange harr ich dein!"
Und sie lächelt, legt den Mantel ab:
„Weißt du, was ich hier im Bündel hab'?
Viel! Mich dünkt, es reicht für jeden Tag!
Eine Rose, einen Finkenschlag,
Eine Arbeit, die dir wohl gelang,
Einen Groschen Spargeld, blink und blank,
Einen Freundesgruß, ein Sonntagskleid,
Und dein täglich Brot für dich bereit.
Kinderjubel unterm Weihnachtsbaum,
Über Gräbern einen Ostertraum,
Eine liebe Heimat, traut und wert
Und ein stilles Glück am eignen Herd!
Deiner Lieben Lächeln inniglich —
Nimm dir etwas, nimm und freue dich."

Doch das Leid, das pocht so schwer und bang,
Daß es klingt, wie dumpfer Glockenklang.
„Böses, liebes Leid, wer schickte dich?
Ach, ich träumte, warum weckst du mich?"
Doch es lächelt, legt den Mantel ab:
„Weißt du, was ich hier im Bündel hab'?
Für das Auge lichten Perlenglanz,
Für die Stirne einen Siegerkranz,
Für den Sinn ein heiliges Verstehn,
Für die Brust ein Kreuz, nun bist du schön!
Flügel noch — die Sehnsucht steuert dich;
Nimm, nimm alles hin — und segne mich!"
Freud und Leid! Ich beuge tief mein Haupt.
Seid willkommen, meine Seele glaubt,
Glaubt, daß sie, ob sie auch fehlt und irrt,
Dennoch still durch euch vollendet wird.
Formt und biegt mein Herz! Es gibt sich drein,
Lacht und weint sich still in Gott hinein.

Fast.

# III. Aus den Gemeinden für die Gemeinden.

## Ein kurzes Geleitwort an „Unser Blatt".

Ganz eigentümliche Gefühle bemächtigten sich unser, als unser lieber Aelteste, Jakob Rempel, von seiner Auslandreise zurückgekehrt, uns eines Sonntags nach der Andacht noch mitteilte, daß wir in nächster Zukunft unser eigenes religiöses Blatt haben würden. Fast unglaublich klang diese Nachricht, und leise kam einem der Gedanke: Ist das der Anfang einer neuen Epoche? Und höher schlugen die Herzen, und hoch gingen die Wellen der Freude, als etliche Wochen darauf, auch eines Sonntags, der amtierende Prediger, Abr. Wieler, nach der Predigt uns die frohe Kunde mitteilte, „Unser Blatt" sei da und es den Versammelten zeigte. Als er dann noch das Motto unseres Blattes: „Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit" und die Erläuterungen dazu vorlas, ging's ohne eine stille Träne nicht ab; und dann noch das altehrwürdige deutsche Wort „Mit Gott", das alles erweckte eine Stimmung, die nur der versteht, der's mitempfunden. Das war Kanaans Sprache — ein Balsam für bange Herzen. Wie klein und bescheiden ist doch der Name dieses neuerwachten Zeugen Christi. Kein Botschafter oder Bote — nur ein „Blatt". Wie unscheinbar! Und doch will's ein Licht sein in der Finsternis: wie mancher müde Greis ist nicht durch ein Blatt gestärkt und erquickt worden auf seinem Pilgerwege; Jünglinge und Jungfrauen sind umgekehrt von dem Irrtum ihres Weges zu Christo, dem Hirten und Bischof ihrer Seelen, weil ein christliches Blatt es ihnen angetan hatte; Betrübte und Traurige sind schon so oft durch ein Blatt aufgerichtet und getröstet worden, weil sie Christum darin gefunden. Und war's doch ein frisches Oelblatt, das Noah die freudige Gewißheit lieferte, daß das Gottesgericht nun vorüber sei und für ihn und seine Familie ein neues Leben angehen sollte.

So fliege denn hinaus in alle vier Winde unseres Vaterlandes zu allen unseren Brüdern und Schwestern mit der frohen Kunde: „Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit;" stärke und tröste die Betrübten und Traurigen und vereinige wieder, was der Zeitgeist getrennt. Wenn trübe Wetterwolken auch manchmal deinen Flug hemmen wollen, und wenn's dunkel und trübe wird, wer mit Gott geht und Jesum Christum als Panier hat, landet doch schließlich in den Hafen des Friedens. Und nun — mit Gott!

J. Hildebrand.

---

## Memrik.

Am ersten Adventssonntag, den 29. November, wurde im Kalinower Bethause ein Sängerfest gefeiert. Das Wetter war äußerst ungünstig, es regnete in Strömen. Schon glaubten viele, das Fest werde nicht stattfinden können, doch bald sah man ganze Reihen von Fuhrwerken trotz Regen und Wind nach Kalinowo eilen, Sänger und Gäste. Nur ein Chor war zum allgemeinen Bedauern nicht gekommen, die andern fünf aber pünktlich zur Stelle. Nach dem einleitenden Gemeindegesang trugen die Chöre unter der Leitung des Dirigenten F. Vetter den Choral „Dir, dir, Jehova, will ich singen" vor. Mächtig brauste der alte Sang durch den weiten Raum der Kirche. Dann folgten Predigt und Liedervorträge im Wechsel. Die Krone des Festes aber bildeten drei Lieder, welche alle Sänger miteinander zum Schluß sangen, ebenfalls dirigiert von F. Vetter. Es waren: „Die Ehre Gottes" von Bethoven, „Ambrosianischer Lobgesang" von Gebhardt und die bekannte fünfstimmige Choralmotette: „Lobe den Herrn".

Hier und da hört man die Meinung, daß so ein Fest eigentlich im Mai gefeiert werden müße. Nun, uns hat's auch im unfreundlichen Spätherbst sehr wohlgetan, und eines schließt ja hier das andere nicht aus. Es sollte mit diesem Fest unserem Gott ein Dankfest gebracht, die Sänger zu frischer Arbeit ermutigt, den Zuhörern ein kräftiger Ansporn zur Pflege des christlichen Gesanges und zur Unterstützung desselben gegeben werden. Daß es uns gelungen sei, gebe Gott. P.

---

## Aus der Krim.

Schon im Sommer beschlossen wir, für die Krim eine Predigerwoche zu veranstalten, und Gott, der das Wollen geschaffen hatte, schuf nun auch das Vollbringen: am 3. Dezember durften wir zu einer segensreichen Arbeit zusammentreten. Von den 60 Predigern, die gegenwärtig in der Krim am Worte dienen, waren trotz der fast unfahrbaren Wege 42 Brüder erschienen. Die ganze Woche hindurch wurden hauptsächlich 2 Fragen eingehend behandelt, und zwar: Die Arbeit des Predigers auf der Kanzel und die Arbeit des Predigers unter der Kanzel. Erstere konnte gründlicher behandelt werden, da von mehreren Brüdern Predigten gehalten wurden, welche dann zur Besprechung kamen; außerdem hielt Bruder Johann Wiens von Tschongrau an 5 Nachmittagen Vorträge über Homiletik. Zudem wurden viele Dispositionen ausgearbeitet, welche dann gemeinschaftlich unter Leitung des Bruders Wiens durchgenommen wurden.

Die zweite Frage konnte weniger eingehend behandelt werden, da für diese Arbeit doch wohl keine Regeln aufzustellen sind; es wurden Mitteilungen aus der Erfahrung gemacht, und von älteren Brüdern wurden Fingerzeige gegeben, wie in gewissen Fällen gehandelt werden müßte.

So durften wir im Segen eine ganze Woche lang zusammen sein; der Geist der Einmütigkeit und Brüderlichkeit wehte in den Versammlungen, und die Liebe, das Band der Vollkommenheit, hielt die Brüder umschlossen. Wie und durch wen die einzelnen Richtungen vertreten waren, konnte nur durch eine Statistik festgelegt werden. Wir traten zusammen unter der Parole „Nur Jesus“ (Sie sahen niemand als Jesum allein.) Und fuhren auseinander mit dem Bewußtsein „Und Jesus war auch da.“

**Anmerkung der Redaktion.** Obriges ist einem Privatbriefe entnommen.

## Aus Turkestan.

Einem Privatbriefe entnehmen wir folgendes. „Wir haben in diesem Jahr Mißernte gehabt. Das Getreide ist teuer: der Weizen bis 3 Rbl. à Pud, Hafer 1. 40, Gerste 1. 70, Mehl bis 5 Rbl à Pud. Kartoffeln 1 Rbl. Futter hat es auch nicht viel gegeben.

Die Mühle arbeitet noch. Wenn das Wasser im Winter aufhört zu fließen, dann wollen wir mit dem Traktor arbeiten; der soll die ganze Mühle in Bewegung setzen.

Der Gesundheitszustand ist gut. Die Witterung ist gut.“

## Ignatjewka, Ukraine.

Ich freue mich, auf meinem alten Arbeitsfeld wieder arbeiten zu können und auch hier dieselbe Arbeit zu finden, die ich auf dem Kaukasus verlassen habe. Ich wünschte mir, die Mahnungen und Hinweisungen der Moskauer Konferenz würden in allen Gemeinden mehr ins Leben umgesetzt. Beratung ist eins, aber die Ausführung an Ort und Stelle ist wohl das Schwerere, aber auch das Wichtigere. Arbeitsverteilung, Arbeit an der Jugend (im Alter von 18 Jahren an und darüber), Arbeit in der Gemeinde, Hausbesuche und Wortvertiefung, zu allem gibt der Herr Gnade und wird auch ferner noch viel Kraft geben müssen.

Wie auch an manchen andern Orten, fehlts uns auch an Vorträgen apologetischen Inhalts, an Verteilung der Arbeit gemäß den „mancherlei Gaben in einem Geist“, an durchgreifender Reinigung und Heiligung und dann Evangelisation. Auch Bibelbesprechungen, deren großer Nutzen und Segen auf der Konferenz so wa m betont wurde, fehlen hier und allerwärts mit allem Nachdruck mehr ins Leben zu rufen. Denn Mangel an Heiligungsstreben, der berühmte Antinomismus, war und ist der gefährlichste innere Feind alles gläubigen Protestantismus. Werde man doch viel wärmer, eifriger, zu treiben die notwendige Erweckungsarbeit in dem herrlichen Werke der Evangelisation, aber nie auf Kosten der Zentral- und Heiligungsarbeit, des herrlichen Ausbaues unseres Glaubenslebens, denn auf diese, nicht auf jene Arbeit legte die apostolische Zeit den Hauptnachdruck!

Joh. Töws.

## Bericht von Sagradowka.

Alles hat seine Zeit. Dieses Gesetz gilt auch für das geistliche Leben. Als der Sommer zu Ende ging, da wurden auch bei uns nacheinander in allen drei Gemeinden Erntedankfeste gefeiert. Viele dankten wirklich „mit Herzen, Mund und Händen". Ein nettes Sümmchen wurde für wohltätige Zwecke bestimmt. Ein übriger Teil der Spenden wird zum Ausbau der Missionstätigkeit verwendet. Es bricht sich der Gedanke wiederum Bahn, daß auch unsere Frauen an den langen Winterabenden in diesem Teil der Reichsgottesarbeit mithelfen können. Aller Anfang ist schwer, aber nicht unbezwingbar. Es wäre wünschenswert, wenn in all unseren Dörfern die Frauen an dieser Arbeit regen Anteil nehmen möchten.

Anfangs November besuchten wir die Filiale Durilin, unweit des Dneprs gelegen. Verlebten daselbst gesegnete Stunden. Auch wurde eine Predigerwahl vollzogen. Gewählt wurde Bruder Kornelius Penner. Bezeichnend war eine Frage an die Wähler: Brüder, sind wir auch im Stande einen Prediger zu unterstützen? Aron und Hur müssen dabei sein, andernfalls kein Sieg. Ausgangs November wurde dann auch von uns die Filiale Trubetzkoy besucht. Hier herrscht reges geistliches Leben und ein schönes herzinniges Verhältnis unter den Arbeitern der beiden Gemeinden, was besonders während der Ordination zu Tage trat.

Am 30. November wurde Br. Franz Janzen als Prediger der Nikolaifelder Kirchengemeinde ordiniert. Nachdem er von den zugereisten Predigern der Kirchengemeinde begrüßt worden war, ergriffen die arbeitenden Brüder der Brüdergemeinde das Wort. Man fühlte es aus der Rede eines jeden, daß sie mit dem ordinierten Bruder aufs innigste verbunden waren. So sollte es eigentlich an allen Orten sein. Wenn wir auch verschiedener Erkenntnis in manchen Fragen sind, aber anerkennen als Brüder sollten wir doch einander. Zur Bestätigung des oben Gesagten möchte ich die Worte eines der Brüder zitiren: „Wir haben zusammen schon eine Zeit gearbeitet, wir beide haben gemeinsam gekämpft, gerungen und geweint über die Sünden unseres Volkes." Da ist wahrlich: „Dein Gott ist mein Gott, und Dein Volk ist mein Volk."

Gegenwärtig haben wir Besuch. Die Brüder: Dück, Töws, Wiebe und Janzen von der Molotschna weilen hier. Am 9. 10, 11. Dezember fand im Versammlungshause der Brüdergemeinde zu Tiege eine Bibelbesprechung statt. Thema 1. Petri 1. Wir hoffen zu Gott, daß er die Arbeit der Brüder segnen wird.

H. Voth.

* * *

1. Ein Jahr geht hin, das andre kommt;
nur eines bleibt und steht auch fest,
Und eines bleibt, das ewig frommt:
Gott, der die Seinen nie verläßt.

2. Gott, der die Seinen nie verläßt,
sie hebt und hält, sie hegt und pflegt
und doppelt fest ans Herz sie preßt,
wenn Seine Vaterhand sie schlägt.

3. Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu,
Gott aber ist stets neu und alt,
neu in der Lieb, alt in der Treu.
Laßt uns auch leben dergestalt.

4. Laßt uns auch leben dergestalt:
so werden stets jahraus, jahrein,
und grau, und alt, und todeskalt
wir Gottes und Er unser sein!

Wilhelm Wackernagel.

# IV. Aus der Gemeindearbeit.

## Die christliche Ehe.

Referat von H. Voth,
gelesen auf der Bundeskonferenz in Moskau.

Die Ehe ist eine der uranfänglichen Ordnungen Gottes, welche aus unserer ursprünglichen Heimat, aus Eden, zu uns herübergekommen ist. Gott selber hat sie eingesetzt zur Zeit, da der Mensch noch im Stande der Unschuld war. Bedeutsam heißt es: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und er schuf sie Mann und Weib.“ Und Gott segnete sie und sprach: „Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde und machet sie euch untertan.“ Hier wird also unmittelbar aufeinanderfolgend die Erschaffung des Menschen zum Bilde Gottes und die Erschaffung von Mann und Weib, als zur Verbindung miteinander bestimmt, berichtet. Und es wird angedeutet, daß nur infolge dieser Verbindung der Mensch seine Bestimmung erfüllen könne, die Erde zu füllen und sie sich untertan zu machen. Ist nun Gott selbst der Stifter des Ehebundes, ja gleichsam der Brautführer gewesen, welcher dem ersten Manne das erste Weib zuführte, so erhellt hieraus, daß jede Störung und Trübung des ehelichen Verhältnisses Gott mißfallen und für das Wohl des Menschen überaus schädlich sein muß. Darum hat auch der Apostel Paulus es für gut befunden, in allen christlichen Gemeinden das Eheleben zu ordnen und zu regeln. Und es ist von sehr großer Wichtigkeit, daß der Sohn Gottes, als er in Menschengestalt auf Erden wandelte, auf einer Hochzeit sein erstes Wunder verrichtete. Gewiß ist diese Tatsache nicht zufällig, gewiß wollte Jesus dadurch den Ehestand, den die Sünde geschändet hatte, neu weihen und heben. Daß dies Jesu Absicht war, hat man denn auch von jeher in der Christenheit verstanden und beachtet. Wahre Christen und treue christliche Lehrer haben sich stets bemüht, dem Vorbilde Christi zu folgen und in ihrer Umgebung die Würde und Reinheit der Ehe zu fördern. Schon in den ersten Jahrhunderten erkannte man, daß Mann und Weib miteinander einen christlichen Ehewandel führen sollten. Ganz richtig, völlig frei von den nachmaligen mönchischen Ansichten, urteilt Bischof Clemens von Alexandrien († 220 n. Chr.), daß ein christlicher Gatte und Hausvater, wenngleich er größere Versuchungen und Störungen erleide, als ein einzelstehender Christ, doch für das Reich Gottes mehr ausrichte und leiste als dieser. Sehr schön sagt Tertullianus († 220 n. Ch.): „Welche Verbindung zwischen zwei Gläubigen, die eine Hoffnung, eine Sehnsucht, eine Lebensordnung, einen Dienst des Herrn miteinander gemein haben. Beide wie Bruder und Schwester, keine Trennung zwischen Geist und Fleisch, sie fallen miteinander auf die Kniee, sie beten und fasten miteinander, sie lehren, sie ermahnen, sie tragen einander gegenseitig, sie sind miteinander in der Gemeinde Gottes, bei dem Mahl des Herrn, sie teilen miteinander Bedrängnisse, Verfolgungen und Freuden. Keines verbirgt dem andern etwas, keines meidet das andere, frei wird der Kranke besucht, der Dürftige unterstützt. Es ertönen unter ihnen Psalmen und Hymnen, und sie wetteifern miteinander, wer besser seinem Gott singen könne. Christus freut sich, indem er solches sieht und hört. Solchen sendet er seinen Frieden; wo deren zwei sind, da ist auch er, wo er ist, da ist der Böse nicht.“

Aus dieser altchristlichen Auffassung der Ehe erwuchsen frühzeitig die Anfänge der christlichen Trauung. Schon in den Briefen des Ignatius († 107 n Chr.) kommt der Ausspruch vor. Es geziemt denen, die sich verehelichen wollen, daß sie ihren Bund mit Zustimmung des Priesters schließen, damit ihre Ehe im Herrn geschehe und nicht nach der sündlichen Lust. Noch bestimmter sagt Tertullianus:“ Wie können wir genugsam das Glück einer Ehe schildern, welche durch die Gemeinde geschlossen, durch gemeinsame Abendmahlsfeier besiegelt, und durch gottesdienstlichen Segen geweiht wird.“

Erst mehrere Jahrhunderte später, zur Zeit Karls des Großen und nachher, erhielt die christliche Trauung die ausgebildete Form, die sie heutzutage hat, daß nämlich den Brautleuten ihre beiderseitigen Pflichten vorgehalten, danach beide gefragt werden, ob sie sich miteinander verehelichen wollen, und daß hierauf der Priester sie feierlich für Eheleute erklärt und den Segen des Herrn auf ihren Ehebund herabruft. Früher geschah die eheliche Vereinigung durch den Hausvater. So gewiß einerseits ist, daß die Trauung

...ht in dieser Form in der Bibel vorgeschrieben ... so gewiß ist anderseits, daß sie auf dem ...unde und Boden des Cristentums erwachsen ..., erzeugt und genährt von wesentlich christlichen ...een.

Nicht minder aber haben angehende Eheleute, ...nn sie Gläubige sind, heilige Pflichten gegen ... Gemeine, der sie angehörten. Sie wünschen, ...ß die Gemeine an ihrem Wohl und Wehe, ...sbesondere auch an ihrer jetzt einzugehenden ...he, herzlich Anteil nehme, daß man sie in die ...ürbitte einschließe, und daß man sie hinfort nicht ...ehr als einen ledigen Bruder und eine ledige ...chwester, sondern als ein christliches Ehepaar ...erkenne. Damit nun dieses alles geschehe, sind ...gehende Eheleute schuldig, ihre Verlobung der ...emeine anzuzeigen und sie um ihren Segen zu ...tten. Wie kann die Anerkennung der Ehe von ...iten der Gemeine, sowie ihre Fürbitte und ihr ...egenswunsch, besser kundgegeben und ausge-...rochen werden, als wenn der Vorsteher der ...emeine die Verlobten öffentlich über ihr Vor-...aben befragt und darauf namens der Gemeine ... als Eheleute anerkennt und den Segen des ...errn auf ihren Bund herabruft.

So schön und vollkommen die christliche Ehe ...nerseits ist, so ist sie an und für sich ander-...its nicht ein Privilegium, das nur Gläubigen ...on Gott zu Teil geworden ist. Ganz bestimmt ...agt Gott bei der Erschaffung des Weibes: „Es ...t nicht gut, daß der Mensch allein sei!" Gottes ...ille ist es, daß jeder Mensch in der Ehe lebe. ...it dem Ausbilden der christlichen Trauform ent-...ickelte sich gleichzeitig die Auffassung, daß nur ...lieder christlicher Gemeinden auf diese Art und ...eise ihre Ehe schließen durften. Nichtgemeinde-...liedern wurde die christliche Trauung und sogar ...ie Anerkennung der Ehe versagt. Durch diese ...aßregel wurde manches Kind gläubiger Eltern ...ezwungen, bei der Aufnahme in die christliche ...emeinde durch die Taufe unwahr zu sein. Dieses ...estätigt uns die Geschichte des Mennonitentums. ...aut unserem Glaubensbekenntnis taufen wir nur ...läubige. Wie steht es aber damit? Herr, gehe ...it uns nicht ins Gericht! Daher, daß so viele ...nwahre Glieder in die Gemeinde aufgenommen ...orden sind, kommt der Verfall unserer Gemein-...en. Die Nikolaifelder Kirchengemeinde, Sagra-...owka, hat seit mehreren Jahren dieses Uebel ...rkannt und ist nun bestrebt, demselben abzu-...elfen. Es werden laut Gemeindebeschluß durch ...ie heilige Taufe nur solche Personen in die Gemeinde aufgenommen, die ihren Glauben, resp. Bekehrung, vor der Gemeinde persönlich bekennen. Um nun Unwahrheit, Lug und Trug vorzubeugen, hat die Nikolaifelder Kirchengemeinde im Frühjahr 1924 beschlossen, zur Trauung Ungetaufter überzugehen, doch mit der Einschränkung, daß diejenigen, die mit der christlichen Trauhandlung bedient sein wollen, den Jugendunterricht durchzumachen haben. Warum stellt die Nikolaifelder Kirchengemeinde diese Forderung? Die Gemeinde sagt sich, daß sie den Kindern ihrer Gemeindeglieder gegenüber Aufgaben und Pflichten habe, ja nicht nur diesen, sondern in allerersten Linie der göttlichen Ordnung über die Ehe. Dadurch, daß diejenigen, die miteinander ein Ehebündnis schließen, im Unterricht stehen, wird das Fundament für die später zu gründende Familie gelegt. Sie werden in den Rechten und Pflichten der Eheleute eingehend unterwiesen, sie werden auf die Segnungen in der christlichen Ehe hingewiesen, um sie zu Christo zu führen. Zweitens ist dadurch die Möglichkeit geschaffen, daß, wenn im späteren Leben solche Personen bekehrt werden zu Christo dem Hirten und Bischof unserer Seelen, sie durch die hl. Taufe sofort auf ihr Glaubensbekenntnis in die Gemeinde aufgenommen werden. P. M. Friesen sagt in seinem Geschichtswerke: „Die Ehe ist ein Naturrecht, und ist, ordnungsmäßig vollzogen und geführt, auch naturheilig für Nichtchristen. Die Trauung ist nur eine christliche Ordnung, kein Befehl Christi. Wir Prediger sind bei der Trauung im biblischen Sinne nichts anderes als die Bevollmächtigten der Eltern oder ihre Stellvertreter, beziehungsweise der Familie des zu trauenden Paares, und das bei uns Mennoniten um so mehr, da unsere Gemeinschaft tatsächlich eine sehr große Familie ist durch Abstammung und gesetzliche Rechtsstellung. An Stelle der beiden Familien des Brautpaares sprechen wir die Segensworte über dieselben aus, wozu die mitbetende Gemeinde als erweiterte Familie ihr Amen spricht, als Zeuge des wichtigen Vorganges. Als Organ der christlichen Gemeinde aber, deren Kinder — wenn nicht Glieder, — die Zwei sind, reden wir ihnen ein Gotteswort darüber, wie die Ehe „im Herrn" wird, und sagen ihnen ein Ermahnwort, ihr Seelenheil zu schaffen; das ist alles. Geistlich heilig (im Sinne von Epheser 5) ist die Ehe insoweit, als das Paar seine Ehe „im Herrn" als seine Kinder schließst oder, sich später bekehrend, im Herrn erneuert und führt.

# Unser Choral.

In seinem Referate über gottesdienstlichen Gesang (siehe Nr. 1 „Unseres Blattes") spricht sich F. K. Thießen treffend über den Choral aus. Es ist unbedingt nötig, daß wir uns allen Ernstes mit dieser Frage eingehender beschäftigen, denn wie er richtig bemerkt, geht unserer jüngeren Generation die Kenntnis sogar der kernigsten Choräle ab. Ich wurde hierbei an die Worte erinnert, die Pastor Minor im "Handbuch für praktische Jugendpflege" (Jugendbund—Buchhandlung in Berlin—Friedrichshagen 1921) über den Choral schreibt: „Ich muß an dieser Stelle für unsern alten deutschen Choralgesang ein gutes Wort einlegen," sagt er in seiner Abhandlung über Musik im Jugendbund (153,)" nicht weil ich ein Feind des frischen englischen Glaubensliedes bin, ganz im Gegenteil, ich schätze es sehr. Aber wir dürfen nicht ungerecht werden gegen das Erbe der Väter. Unser alter deutscher Choral — ich erinnere an Sänger wie Rambach, Woltersdorf, Gerhard, Knapp, Hiller, Tersteegen u. s. w. — hat den schriftgemäßen Glaubensinhalt auf eine gründlichere Weise dargestellt, als es das Erweckungslied kann und will. D e r C h o r a l i s t d a s B e k e n n t n i s l i e d d e r G l ä u b i g e n, d a s m o d e r n e E r w e c k u n g s l i e d i s t z u m g r ö ß t e n T e i l W e r b e l i e d f ü r F e r n e s t e h e n d e und muß deshalb in seiner Gedankenführung mehr an der Oberfläche bleiben, um verständig und faßlich zu sein. Wir wollen aber auch durchs Lied in die Tiefe geführt werden; darum lernen wir es wieder, uns in die Schätze zu vertiefen, die der deutsche Choral uns darbietet. Und frisch wollen wir die alten Weisen singen, frisch und glaubensfroh. Es wird Zeit, daß unsere Jugend einmal anfängt, mit dem langsamen, schleppenden Gesang einer vergangenen Zeit aufzuräumen. In den Tagen, als unsere Choralweisen entstanden sind, hat man sie ebenso rasch gesungen, wie wir jetzt das Erweckungslied singen. Musikkundige geben uns an, daß bei dem Choral durchschnittlich die Viertelnote die Zeitdauer einer Sekunde haben soll."

Soweit Pastor Minor. Man darf im Einzelnen mit seinen Ausführungen nicht voll und ganz einverstanden sein (z. B. seine Charakteristik der englischen Lieder, das schnelle Singen des Chorals u. s. w.) doch in der Hauptsache werden wir wohl alle ihm ohne Weiteres Recht geben müssen, daß wir im Choral, im „Erbe der Väter," einen sehr wertvollen Schatz besitzen. Und das rechte Verständnis für denselben werden wir erlangen, je mehr wir uns denselben durch Üben und Vortragen aneignen werden. Darum gilt auch hier der Grundsatz; „was du ererbst von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen."

Ein Dirigent.

# Zur Beachtung!

Indem wir den nachfolgenden Brief veröffentlichen, bitten wir, die in demselben erwähnte Frage über Herausgabe eines einheitlichen Choralbuches in den Gemeinden zur Durchsprache zu bringen und uns über das Resultat derselben in Kenntnis setzen zu wollen.

Das Redaktionskollegium.

**An das Redaktionskollegium „Unseres Blattes".**

Es hat mich schmerzlich berührt, wenn in verschiedenen Gemeinden, deren gottesdienstlichen Versammlungen beizuwohnen ich Gelegenheit hatte, die Choräle fast garnicht mehr gesungen werden. In einer Gemeinde z. B. war die Melodie „Nun ruhen alle Wälder" so weit in Vergessenheit geraten, daß man sie nicht mehr singen konnte. Die Bundeskonferenz hat gut getan, daß sie den Gemeinden zur P f l i c h t machte, neben den **besten** Gemeinschaftsliedern die Choräle, wenn möglich, systematisch einzuüben. Das systematische Üben der Choräle aber ist in den meisten Gemeinden schlechthin unmöglich geworden, weil es an Choralbüchern fehlt. Könnte diesem Mangel nicht ausgeholfen werden? Etliche Gemeinden hatten die letzte Auflage unseres Choralbuches, zusammengestellt von einer Kommission im Auftrage der allgemeinen Konferenz der Mennonitengemeinden Rußlands, eingeführt und liebgewonnen. Mir scheint sie von allen früher erschienenen Auflagen die beste zu sein, doch darüber mögen Fachmänner urteilen. Könnte nicht etwa das Choralbuch in dieser Auflage oder, falls sie den verschiedenen Anforderungen nicht genügt, in einer anderen herausgegeben werden? Es gibt Gemeinden, welche das Erscheinen des Choralbuches mit Freuden begrüßen würden. Dann könnten die Choräle systematisch geübt und, womöglich in allen Gemeinden, die sich doch als ein Ganzes wissen, nach e i n e m Choralbuch geübt werden.

P.

In Skovgaard-Petersens, eines dänischen Pa-
rs, sehr lesenswerter Schrift: „Des Glaubens
edeutung im Kampf ums Dasein" las ich neu-
h folgenden Abschnitt: „In Deutschland und
ngland ist das Durchschnittsalter 35 Jahre, aber
r die Mennoniten, eine wiedertäuferische Sekte
n Rhein, die ein streng sittliches Leben führen,
7 Jahre und für die englischen Quäker, die fast
le Enthaltsamkeitsmänner sind, sogar 60 Jahre.
elch eine Kluft: 35 und 57, ja 60! Was hat
e Kluft gemacht? Ausschweifungen, Trunksucht
nd Luxus unter allen denkbaren Formen."

Beim Lesen dieses Abschnittes drängte sich mir
ie Frage auf: „Ei, wer weiß, wie das Durch-
hnittsalter bei uns in normalen Zeiten war?"
ie Antwort würde gewiß nicht bloß bei jedem
enkenden Mennoniten, sondern auch, wie der
tierte Abschnitt beweist, außerhalb unserer Ge-
neinschaft Interesse finden. Der Kirchlichen Kom-
nission dürfte es nicht schwer fallen, wenigstens
ür die beiden Mutterkolonien, Molotschna und
Chortitza, das erforderliche Material zu sammeln. Dazu wären natürlich normale Zeiten zu nehmen, etwa der Zeitabschnitt: 1904 — 1914. In gewissen Fällen, wie Unglücksfall, Selbstmord, Tod als Folge von Ausschweifung, müßten entsprechende Randglossen beigefügt werden. Des Dankes aller denkenden Leser wäre die Kommission gewiß.

Orosander.

**Anmerkung der KfK.** Wir gehen gern auf Vorschlag Orosanders ein und erklären uns bereit, das in seinem Brief erwähnte statistische Material zu sammeln. Doch bezweifeln wir sehr, ob unsere gewesenen Kirchenbuchführer, nachdem laut Instruktion des Narkomjust von 1918 unter §§ 26 — 27 die Kirchenbücher den Gemeinden genommen sind, über das entsprechende Material noch verfügen werden. Nun versuchen wollen wir's und bitten hiemit nicht bloß die Gemeinden der Ukraine, sondern auch die übrigen Mennonitengemeinden des Sowjetbundes, uns die erforderlichen statistischen Daten für den Zeitraum von 1904 — 1914 zu übermitteln (also alle Todesfälle mit Abgabe des Alters.)

# Gottesdienstliche Versammlungen mit Erwachsenen und Kindern.

Referat, gelesen auf der Bundeskonferenz in Moskau 1925.

Als ich die Aufforderung erhielt, mich als Referent an der Allrussischen Mennonitischen Konferenz zu beteiligen, geriet ich in einige Verlegenheit. Einerseits fühlte ich mich nicht genügend qualifiziert dieser Aufgabe gegenüber, und hätte diese Arbeit gerne einer berufeneren Feder überlassen, andererseits mußte ich mir sagen, daß es an Referenten wohl mangeln werde und jeder auch noch so kleine Beitrag von Nutzen sein könnte. Ich möchte nur einige Punkte beleuchten, die mir im Verlaufe meiner 3 1/2 jährigen seelsorgerischen Tätigkeit besonders wichtig geworden sind. —

Zunächst einige Gedanken, die sich direkt aufs Thema beziehen. Es sollten in allen Gemeinden Abendversammlungen eingeführt werden, denn die Praxis lehrt, daß diese anregender, stärker die Zuhörer beeinflussen als die sonntäglichen Vormittagsgottesdienste. Unaufmerksamkeit, Schläfrigkeit, Abspannug sind viel seltener zu konstatieren.

Ein zweiter Punkt ist die Predigtweise. Wir sollen uns allen Ernstes befleißigen, den hohlen Pathos, der doch niemand überzeugen kann, abzulegen. Das Evangelium ist die herrlichste und, wenn man will, auch natürlichste Sache von der Welt. Zu seiner Verkündigung gehört ein natürlicher Redeton und ungezwungene Gebärden. Weg mit dem Kanzeljargon, mit der Sprache Kanaans! Kein geschraubter Ton, keine sauersüßen Mienen! Und dann: zeitgemäße Predigt, denn „zeitgemäß ist auch ewigkeitsgemäß." Wir Verkündiger des Evangeliums müssen die große Kunst lernen, die alte Wahrheit in neuer moderner Weise zu predigen. Schon Paulus ermahnt seinen Schüler Timotheus, mit sein r Predigt den Lebensstand der Zuhörer zu treffen, in die Welt ihrer Gedanken, Interessen, Wünsche einzudrin zen, das Leben scharf zu beobachten und auf schickliche Weise in die Predigt einzuflechten. Wie wenig originelle Gedanken, neue Beobachtungen, heilige Psychologie, praktische Beziehungen begegnen uns in unseren Predigten! Unser Geschlecht hat neue Gedanken, Empfindungen und Bedürfnisse, zumal die Jugend. Was geschieht, um das alte und ewig neue Evangelium ihnen verständlich und eindringlich zu machen?

Was uns fehlt, ist Fleiß bei der Predigtvorbereitung, Verständnis des modernen Menschen,

Mitleben mit der Gemeinde. Die Bewegungen, die durch die Zeit gehen, zittern auch in der entlegensten Landgemeinde nach. Die Predigt muß eine Macht des öffentlichen Lebens bleiben, wenn unser Christentum nicht untergehen soll. —

Jetzt noch etwas über einen neuen Typus der Evangelisation, der meines Erachtens unbedingt einzuführen wäre. Was ich mir vorstelle, ist aber keine gottesdienstliche Versammlung, sondern ein religiös orientierter Vortrag, d. h. eine belehrend, unterhaltend, anregend, aufklärend wirkende Rede mit religiöser Tendenz, aber eventuell ohne Gebet und Lied. Dieses Ding, das ich seit drei Jahren zu verwirklichen suche, ist mir selbst noch durchaus nicht klar. Meine Ausführungen sollen auch nur Vorschläge sein, die Anregung geben möchten. Unsere Zeit ist eine Zeit der Vorträge. Man kann das vom Standpunkte des Seelsorgers aus bedauern, wir vermögen es aber nicht zu ändern. Eingedenk des Wortes: „Alles ist euer," „prüfet alles und das Gute behaltet," dürfen wir auch den Vortrag als eine Waffe, die zeitgemäß und notwendig ist, im Dienste Jesu verwerten. Wer sie geschickt zu brauchen weiß, wird auch Erfolge erzielen, denn die Vorteile dieser Vortragsweise sind nach meinem Dafürhalten sehr groß. Wenn man schon auf der Kanzel die Sprache Kanaans zu vermeiden hat, so kann man hier noch einige Schritte weitergehen. Vieles was auf der Kanzel nicht statthaft ist, läßt sich gerade beim Vortrag verwenden. Man kann hier den Grundsatz Pauli, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche zu sein, bis ins Kleinste konsequent durchführen. Vor allem kommts ja auf die Jugend an. Diese liebt Kraftausdrücke, Superlative. Sie bedient sich gern derber Witze. Soweit dieses alles die Grenzen des Anstandes nicht überschreitet, darf man es, allerdings mit Vorsicht und Takt, unbedingt anwenden. Manche Anekdote, mancher Vergleich, manches Beispiel aus dem Leben der Gegenwart liefern treffliches Material, stellen einen bequemen Weg dar, auf dem man dem Zuhörer direkt zu Leibe gehen kann. „Was nicht per du ist, ist perdu", (perdu—verloren) sagt F. Frommel. Wir müssen aus der Milch des Wortes Gottes Käse zubereiten. Wir müssen und dürfen alle uns zu Gebote stehenden Mittel ausnützen, die Jugend, überhaupt die Zuhörerschaft, zu fesseln, ihr die Sache interessant zu machen.

Deshalb ist eben nötig, daß wir uns eine Plattform schaffen, auf der wir uns frei bewegen können. Diese Plattform ist der Vortrag, wie er mir vorschwebt. Manchmal bewegt sich der Vortrag in solchen Bahnen, daß ein Gebet, für mein Empfinden wenigstens, nicht zweckentsprechend ist. Ebenso fällt das Lied oft besser weg. Wer sich in solchen Vorträgen übt, wird bald herausfind[en], wann er Gebet und Lied anzuwenden hat. [E]s kommt ja auf den Inhalt des Vortrages a[n]. Wenn man über die sexuelle Frage spricht, sol[l] man immer warm schließen können und sol[che] Atmossphäre geschaffen haben, daß ein herzlic[hes] Gebet den Eindruck noch vertieft. Oft aber ist ei[ne] unerwartete, verblüffende Frage oder Behauptu[ng] der beste Schluß. Man verketzere mich nicht. Mir [ist] für meine Wortverkündigung nichts so wicht[ig] und begehrenswert, als hoher sittlicher Ernst, a[ls] echter Bußton. Der Vortrag aber büßt weder a[n] werbender Kraft noch an Bußernst etwas ein, wenn die von mir vorgeschlagenen und in de[r] Praxis erprobten Methoden dabei angewan[dt] werden.

Welches soll nun wohl der Inhalt, das Them[a] dieser Vorträge sein? Die Tendenz muß imme[r] sein, religiös anzuregen, zu überzeugen, für Je[sum] und seine Sache zu werben. Zu diesem Zwe[ck] kann man so gut wie alles verwerten: **Kirchen-geschichte** (ein Ziklus von Vortägen über di[e] Entstehung und Entfaltung des Christentums!) **Bibelkunde** (Entstehung und Sammlung der einzelnen Bücher des biblischen Kanons) **Bibelkriti[k]** (Erörterungen über das Wesen der Bibel: sie i[st] kein Lehrbuch der Kosmologie, der Geographie, der Psychologie, der Naturwissenschaft u. s. w., sondern sie zeigt uns den Weg zur Seligkeit. Luthers Standpunkt: die Bibel ist soweit Gottes Wort, als sie Christum treibt. Mancher Zweifel, manche Frage der Kritik ist schon in die Herzen unserer Gemeindeglieder gefallen, z. B. daß die Schlange nicht sticht, sondern beißt, daß sie keine Erde frißt, daß der Hase bezw. der Klippdachs kein Wiederkäuer ist. Wo solche Zweifel sich regen, und man forsche nur fleißig, und man wird sie entdecken, so ist es die Pflicht eines Seelsorgers, darauf einzugehen. Die Wahrheit wird uns frei machen. Es ist diese Frage, in wieweit Bibelkritik zulässig und notwendig ist, sehr wichtig und aktuell. Unter diesem Schlagwort versteht man fälschlicherweise ein Kritisieren des göttlichen Worts. Die wahre, zulässige Bibelkritik ist aber eine **Kritik der Meinungen**, die sich Menschen über die Bibel gebildet haben. Doch genug über dieses heikle Thema.) **Missionskunde**, (wohl das dankbarste Gebiet!) **Mennonitische Geschichte**, (Mennos Leben, die Unterscheidungslehren in gemeinverständlicher Form.) **Geschichte der Entstehung der Heimatkolonie** (hier kann man manche Episode, die für die betreffende Gemeinde charakteristisch ist, manche Persönlichkeit, manche Eigenart berühren!), **Sexuelle Probleme; speziell religiöse Vorträge** über alle irgendwie aktuelle Fragen (Misch- und Zivilehe, das Wunderproblem, die

[Gr]undwahrheiten des Christentums, Gemeinde[auf]fassung, Taufe, Abendmahl, Austritt aus der [Ge]meinde u. s. w., — alles so konkret wie nur [ma]n möglich), **Sekten der Gegenwart** (hier könnte [ma]n auch die Pfingstbewegung und den Spiri[tis]mus berühren), endlich **Vorträge, die das Alltagsleben behandeln** (man kann hier über Sprichwörter und allgemeingebräuchliche Redensarten, [wi]e z. B. „Daut ken wie nicht" „Daut jeit ons [ni]cht aun" (das können wir nicht, das geht uns [nic]hts an) sprechen und die Unsitten und falschen [An]schauungen klar herausstellen).

Wenn die Notwendigkeit solcher Vorträge all[ge]mein anerkannt wird, so verspreche ich mir da[vo]n viel Gutes. Aehnliches wird schon mancher [lie]be Amtsbruder gedacht, empfunden, angestrebt [h]aben. Freilich, die praktische Durchführung stößt [a]uf große Schwierigkeiten. Es fehlt an Männern, [di]e dieser Aufgabe gewachsen sind und sich sol[ch]er Aufgabe widmen können, sodann erschweren [di]e Zeitverhältnisse die Verwirklichung. Die Schwie[ri]gkeiten sind zu überwinden. Es werden in den [m]eisten Gemeinden Männer zu finden sein, (es [k]önnen ja auch Laien sein, nur müßten sie mit [d]em Lehrdienst im strengsten Kontakt und Ein[v]ernehmen arbeiten), die etwas bieten können. [Ü]bung macht den Meister. Die Autorität, der [E]influß des Seelsorgers wird wachsen. Die [A]nhänglichkeit, Dankbarkeit und Liebe seiner Zu[h]örer wird er sich erwerben. Und vor allem: [E]r hat seine Pflicht getan, und Jesus wird ihm [v]ergelten, wenn auch der sichtbare Erfolg aus[b]leiben sollte. Können wir zusehen, wie unsere Jugend degeneriert, unsere Kinder sterben? Goethe sagt: das Beste ist für unsere Kinder gerade gut genug. Und was ist das? Die frohe Botschaft von Jesus in zeitgemäßer, würdiger Form aus dem Munde von Menschen, denen man es anspürt, daß ihnen dieses Evangelium die herrlichste Sache von der Welt ist!

Thesen: 1. Auf der Kanzel soll man so natürlich und ungezwungen sprechen, wie im Alltagsleben.

2. Der religiös orientierte Vortrag ist ein schreiendes Bedürfnis unserer Zeit.

3. Alles, was die Gemeinde bewegt, interessiert, drückt und von ihr durchlebt wird, muß vom regiliösen Standpunkt aus beleuchtet und praktisch fürs Christentum verwertet werden.

4. Der „Vortrag" soll die Predigt nicht ersetzen, sondern auf die wirksamste Weise ergänzen.

Köppenthal, 1925. Franz Quiring.

**Anmerkung der Redaktion:** Indem wir das gedankenreiche Referat des Br. Quiring veröffentlichen, erwarten wir, daß es seinen Zweck nicht verfehlen wird (wie der Referent selbst sagt, „sollen seine Ausführungen Vorschläge sein, die Anregung geben möchten"). Wir stellen es den Lesern „Unser Blatt" zur Diskussion, zu weiteren Erörterungen über diesen hochwichtigen Zweig unserer Gemeindearbeit zur Verfügung und fordern sie auf, sich über die aufgestellten Thesen auszusprechen.

## Ein verlorener Tag.

Ein verlorener Tag — wie Reu faßt's mich an:
nichts Böses vereitelt, nichts Gutes getan,
nichts Schönes gesehen, nichts Edles gefühlt,
nichts Tiefes erkannt und nichts Großes erzielt,
nichts erlebt, nichts geliebt. Nur in Mühsal und Klag
gelebt und gesorgt... Ein verlorener Tag!

# V. Christliche Erzählungen.

## Auf dem Moor.

Drüben, jenseit der fetten Niederungen, welche den Fluß begrenzen, brannte das Hochmoor. Die Leute in der Stadt schalten über den schlimmen Moorrauch, der ihnen den Frühling verderbe und die Obstblüte zunichtmache — bis endlich jemand kam mit der Nachricht: „Das Feuer ist den Leuten fortgelaufen, und sie können's nicht mehr bändigen.“ —

Wie aber solches zugegangen war, das ist's, was ich jetzt erzählen will.

Am Himmelfahrtstage brannte das Moor noch nicht, aber etwas anderes brannte mit verheerender Glut: die Sonne. Das Himmelsgewölbe war so tiefblau, so glänzend und so hoch, als stände eine gewaltige Glasglocke wie festgeschmiedet über der Erde. Der Wind wehte von Osten her, und so war's gewesen einen Tag wie alle Tage seit dem Osterfest. Anfangs freuten sich die Benkenroder, daß es so gutes Wetter gebe, Acker und Gärten zu bestellen. Allmählich meinte der und jener, es wäre aber doch gut, wenn nachgerade wieder etwas Regen käme, und jetzt war keiner mehr, der nicht sorgenvoll seine Blicke auf den Himmel gerichtet hätte, wenn einen Morgen wie den andern die Sonnenstrahlen so scharf und spitz herunterbrannten, und Abend um Abend der Sonnenuntergang in Gold und Purpur flammte, unerbittlich von neuem einen schönen Tag verheißend. —

Heute am Himmelfahrtstage hatte der alte Pastor mit zitternder Stimme in das Kirchengebet die Bitte mit eingeflochten, daß der Herr sich gnädig annehmen wolle des durstenden Landes. „Herr, hilf! denn es ist große Trübsal, die uns droht!“

Ja, große Trübsal! das fühlten die Dorfleute alle, die sich jetzt ernst und schweigend auf den Heimweg machten.

„Große Trübsal!“ das wiederholten auch die Lippen des alten Mannes, der, von den übrigen Kirchgängern sich trennend, seinen einsamen Weg über das Moor einschlug. Er dachte aber dabei nicht an die Predigt, die er soeben vernommen hatte, ja, nicht einmal an das Kirchengebet, das doch allen Gemeindegenossen aus der Seele gesprochen war. Für ihn lag die „große Trübsal“ in dem Erlaß, den der Pastor gleich nach dem Kirchengebet von der Kanzel verlesen hatte. Darin war gesagt, daß der gegenwärtigen großen Dürre halber die Regierung alles und jedes Brennen bei Strafe von Gefängnis bis zu einem Jahr oder entsprechender Geldbuße verbiete.

Die Nachbarn rechts und links im weiten Umkreise hatten längst ihre Mooräcker gebrannt und den Buchweizen in die Aschenschicht gesät, die traf das Verbot nicht. Er aber hatte krank darnieder gelegen vom Sonntag Quasimodogeneti bis heute. Als er einen Pfosten zuhauen wollte, um die Wetterseite seines Hauses, die sich seit dem Winter bedenklich neigte, zu stützen, da war ihm die Art in den Fuß gefahren, — da hätte denn die Buchweizensaat wohl aufgeschoben werden müssen. Gestern nun hatte die alte Frau, die den Fuß behandelte, und die mit einem Dutzend Eier, einer Wurst oder einem Huhn als Belohnung für ihre Mühe vorlieb nahm, wo der Doktor das blanke, bare Gold verlangte, — gestern hatte sie den Verband abgenommen, über die frischvernarbte Wunde drei Kreuze gemacht, dazu einen geheimnisvollen Spruch mit „Vater, Sohn und heiliger Geist“ hergemurmelt und dann den Fuß für geheilt erklärt. Er fühlte, daß er auch wieder ziemlich kräftig war, nur hart auftreten durfte er noch nicht; aber das war ja auch nicht nötig, er konnte sich Zeit lassen, um sachte zu gehen, und morgen hatte er sich daran machen wollen, seinen Acker umzubrechen und die Schollen zu brennen, damit der Buchweizen gesät werden konnte, — es war die höchste Zeit dazu! Und nun auf einmal das Verbot! Er seufzte tief auf, wenn er daran dachte, wie sehr er in diesem Jahr auf eine gute Buchweizenernte angewiesen war; denn im Winter war ihm die Ziege gestorben, und die, welche er sich im Frühjahr an Stelle der verlorenen angeschafft hatte, war noch nicht bezahlt. Freilich, der Mann, von dem er sie gekauft hatte, hatte Mitleiden gehabt mit seinem Unfall und ihm gesagt, es habe bis zum Herbst Zeit mit dem Gelde, so sehr eilte es ihm mit der Bezahlung nicht, — aber bis zum Herbst mußte die Schuld doch nun jedenfalls entrichtet werden, und woher das Geld nehmen, wenn der Acker unbestellt blieb?

Einmal in seinem Leben war es ihm geschehen, daß er das vierundzwanzigste Korn geerntet hatte, nämlich zweiundsiebzig Scheffel von dreien, die er gesät hatte. Damals hatte er die Schuld bezahlen können, die noch auf seinem Häuschen haftete, hatte er die Ziege angeschafft und sogar für seine Frau ein schwarzes Wollenkleid, damit sie so recht „reputierlich“ zum Abendmahlstische gehen könne. Sein eigener Kirchgangsrock war freilich auch nichts weniger als schön mehr gewesen; doch hatte den der Schneider damals gewendet und mit frischen Knöpfen versehen, so daß er fast wieder aussah wie neu. Aber das war nun schon manches Jahr her, und wieder seufzte der alte Mann, als seine Blicke an dem fadenscheinigen Tuch herunterglitten, das in den Nähten kaum noch zusammenhalten wollte. Dieses Jahr würde ihm ganz gewiß kein neues Kleidungsstück bescheren!

Aus dem weiten, öden Moor erhob sich, ein verlorener Posten, ein einsames Häuschen; dorthin lenkte der Alte seine Schritte. Aus der halbgeöffneten Tür wallte langsam der bläuliche Torfrauch des Herdfeuers; die grau und weißgestreifte Katze, die auf der Schwelle lag, schmiegte sich an seine Beine, als ob sie ihn willkommen heißen wollte; die Ziege in ihrem Verschlage auf dem Hausflur hob lebhaft und neugierig den Kopf und stemmte darauf die emporgehobenen Vorderfüße gegen den Lattenverschlag, mit leisem Meckern den gewohnten Leckerbissen erwartend. Der alte Mann aber achtete nicht auf die Tiere, für die er sonst immer ein freundliches Wort hatte, sondern schritt durch den Flur dem einzigen Stübchen zu, welches das Haus enthielt.

Dort saß ein Mütterchen, ebenso alt und noch runzliger als er selbst, das aufgeschlagene Gesangbuch vor sich auf dem Tisch. Ihr Zeigefinger verfolgte die Zeilen, während die Lippen halblaut lasen:

„Frühmorgen, da die Sonn' aufgeht,
mein Heiland Christus auferstehet.“

Das Evangelium und die Epistel für den Himmelfahrtstag hatte sie glücklich herausgebracht; nun wollte sie noch einen Gesang dazu beten, der, wie sie meinte, heute in der Kirche wohl gesungen werden könnte, aber sie war unter die Ostergesänge geraten und las nun ein Auferstehungslied! — Der, zu dem sie ihr einfältiges Herz erhob, wird es ihr auch gewiß angerechnet haben, daß sie des Irrtums nicht einmal gewahr ward!

Als sie ihren alten Ehemann bemerkte, nickte sie ihm freundlich zu, aber ohne sich im Lesen stören zu lassen, während er, mit dem Rücken an den Ofen gelehnt, — eine Gewohnheit, die er vom Winter mit in den Sommer hinübernahm — die Hände um sein Gesangbuch gefaltet, still zuhörte, bis sie schloß:

„Lebt Christus, was bin ich betrübt?
Ich weiß, daß er mich liebt.
Kein Angststein liegt so schwer auf mir,
Er wälzt ihn von des Grabes Tür.“

Ihre zitternden Hände schoben jetzt das Gesangbuch in das Pappfutteral, welches neben ihr auf der Fensterbank gelegen hatte; aber noch ehe sie damit zu Ende war, fragte sie in echt weiblicher Neugier: „Wars voll in der Kirche?“

„Es ging an!“ lautete die gedrückte Antwort des alten Mannes.

„Sind viele abgesprochen (aufgeboten)?“ examinierte sie weiter.

„Nein, nur drei oder vier Paare. Die meisten, weißt du, lassen sich gegen Maitag zusammengeben.“

Das Mütterchen nickte. Nach der Predigt fragte sie nicht. Denn daß dieselbe das eine Mal besser, das andere Mal weniger gut ausfallen könnte, war noch nie in ihren einfältigen Sinn gekommen. „Zieh auch den guten Rock aus, Vater,“ mahnte sie jetzt, sich eine grobe leinene Schürze anlegend.

„Deine Jacke hängt da gleich hinter der Tür. Ich will nur sehen, daß wir etwas zu essen bekommen. Du weißt wohl garnicht, daß ich Kohl im Topf habe? Vor vierzehn Tagen schon meinte ich, es wäre der letzte, und gestern hab ich mit einem Mal noch die schönsten Sprossen pflücken können.“

„'s ist auch wohl das allereinzigste, was im Garten zu finden ist!“ sagte der alte Mann trübe. „Alles andre ist ja vertrocknet und verbrannt.“

„Ja, es ist wahr,“ entgegnete das Mütterchen, wie begütigend, „es ist ein bischen dürr; aber so wie es nur ein wenig regnet, kommt gleich alles wieder hoch.“

„Ja, Regen!“ — Der alte Mann seufzte tief.

Das Mütterchen suchte aus der Schublade des Tisches ein paar blinde Messer mit eisernem Heft und einige verbogene Gabeln hervor und holte dann aus der Küche eine Schüssel mit dem beliebten Braunkohl, der mit Kartoffeln und einem Stückchen Speck gemeinschaftlich gekocht worden war. Teller brauchten die Alten nicht, sie aßen einträchtig zusammen aus der Schüssel.

„So, Vater,“ meinte das Mütterchen, nachdem das bescheidene Mahl verzehrt war, „jetzt leg' dich ein wenig nieder; der Kirchgang wird dich müde gemacht haben, und dann ist es auch

für deinen Fuß gut." Der Alte machte keine Einwendung. „Aber du solltest dich doch auch ein wenig hinlegen", riet er nur.

„Ja, später. Erst will ich nur die Schüssel waschen und das Wasser für unseren Kaffee ins Kochen bringen. Auch die Ziege muß wohl versorgt werden. Es ist aber noch genug geschnittenes Gras da."

Als sie nach einiger Zeit die Stube wieder betrat, lag der alte Mann auf dem seitwärts in einem Bretterverschlage, dem sogenannten Alkoven, befindlichen Bette in tiefem Schlaf. Sie hätte es nicht übers Herz bringen können, ihn zu stören, indem sie neben ihm sich einen Platz suchte. So setzte sie sich denn auf einen Stuhl, den müden Kopf an die Wand lehnend, und in dieser Stellung fielen ihr denn auch bald die Augen zu.

Die verräucherte Schwarzwälder Uhr in der Ecke hatte mit heiserer Stimme bereits die vierte Stunde geschnarrt, als der alte Mann erwachte. Mit blöden Augen blickte er um sich, bis er sich auf Zeit und Stunde besann. Draußen war noch alles, wie er es am Morgen verlassen hatte, kein Wölkchen am Himmel, nur unerbittlicher, glühender Sonnenschein, und über dem Moore zitterte und wallte die heiße Luft. Er wandte sich um und blickte nach der Richtung, in welcher sein Acker lag.

Ja, umgeschürft hatte er die Moorschicht mit manchem sauren Schweißtropfen, aber was half's, wenn das Feuer fehlte, um die Schollen mürbe zu brennen und mit der Asche den Boden zu düngen? —

Ein Gedanke wollte in ihm aufsteigen. In einer einzigen Nacht konnte der Brand vollbracht werden! Die Schollen waren ja dürr wie Zunder, und das Feuer hatte leichtes Spiel, sie zu verkohlen. Aber es war doch gegen Gesetz und Verordnung! Von der Kanzel herab war das Gebot verkündigt worden, von der er oft schon in seinem langen Leben das Wort hatte predigen hören: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!"

Ein tiefer Seufzer löste sich aus seiner Brust. Nein, mit Unrecht und Übertretung wollte er seinen Acker nicht bestellen! Das Korn, so gesäet, hätte ja doch nicht fröhlich aufwachsen und gedeihlich Frucht bringen können!

Der Alte wollte wieder in das Haus zurückkehren, als sein Blick auf das ärmliche, kleine Blumenbeet fiel, das einst vor Jahren seine Frau vor der Haustür angelegt hatte und das sich fast nicht von der umgebenden Moorfläche abhob. Sein ganzer Reichtum bestand aus einigen Feuerlilien und einer Lupinenstaude; aber die Blüten der roten Feuerlilien waren in dem heißen Wetter vorzeitig abgefallen, und die gelbe Lupinenrispe neigte welk ihre Spitze.

Der Alte hat einst über den sonderbaren Einfall seiner Frau gelächelt und gemeint, es sei doch eigentlich eine Art von Hoffart, wenn geringe Leute, die zu dergleichen Liebhabereien nun mal keine Zeit hätten, sich Blumen halten wollten. Jetzt aber holte er doch eilig in einem alten irdenen Topfe etwas Wasser und begoß die durstenden Pflanzen.

Mitlerweilen war drinnen auch das Mütterchen erwacht. Ihr erster Blick fiel auf das Bett im Alkoven, und verwundert rieb sie sich die Augen, als sie sah, daß es leer war. An die Uhr eine Frage zu tun wegen der vorgerückten Stunde, ersparte sie sich; denn der Gang und das Weisen der Zeiger hat ihr niemals recht deutlich werden wollen. Soviel schien ihr aber doch ausgemacht, daß es für sie an der Zeit sein werde, den Kaffee hereinzuholen, der draußen auf einem kleinen Feuerbecken langsam kochte. Ein Töpfchen mit Ziegenmilch, ein Laib Schwarzbrot und ein Tellerchen mit etwas Schweineschmalz vervollständigte die Vespermahlzeit, die heute einmal so recht sonntäglich schmackhaft sein sollte.

„Siehe, Vater, ich habe dir eingeschenkt!" bewillkommnete sie sogleich darauf den alten Mann. „Ich dachte, heut war's nicht schade drum, wenn sich der Kaffee ein wenig verkühlte."

„Nein," entgegnete er müde, „es ist eine fürchterliche Hitze."

„Ja, aber du hast dich auch warm geschlafen. Und weißt du was? Deine Arbeitsjacke ist eigentlich reichlich dick, zieh sie lieber aus. So! in Hemdärmeln ist's viel luftiger. Ich habe auch einen Rock weniger angezogen, und das gefällt mir gut. Die reichen Leute ziehen sich bei solcher Hitze dünnere Kleider an, und wir tragen etwas weniger Zeug als sonst, so kommts auf ein und dasselbe hinaus."

Gegen Abend meinte das Mütterchen, daß es draußen kühl und angenehm sei, und man gewiß am besten täte, sich vor das Haus auf die kleine Bank zu setzen. Der Alte war damit einverstanden.

Draußen war in der Tat die Gluthitze des Tages einer wohltätigen Abendkühle gewichen. Dann und wann trug ein Lufthauch, der sich bisweilen aufmachte, den beiden Alten, die sich auf der morschen Holzbank niedergelassen hatten, aus der Ferne vereinzelte Töne von Blechmusik zu. Der alte Mann horchte eine Weile, indem er die Hand hinters Ohr legte. „Ob Wilhelm wohl auch da ist?" fragte er, den Kopf nach der Richtung neigend, aus welcher die Töne kamen.

„Ich weiß es nicht gewiß!" entgegnete das Mütterchen, und ihr Gesicht nahm einen bekümmerteren Ausdruck an, als es während des ganzen Tages gehabt hatte.

„Er wird wohl sein!" bemerkte der Alte aufstehend. „Mutter! Mutter! womit haben wir das verdient, daß der Junge so leichtsinnig in den Tag hineinlebt, spielt und trinkt und die ganze Woche über nicht ein einzig Mal an seinen Herrgott denkt, von seinen alten Eltern garnicht zu reden! Fünf Kinder haben wir auf den Kirchhof tragen müssen, und jedesmal haben wir's fertig gebracht, daß wir sprechen konnten: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" — Aber dieser? All die fünf haben uns nicht soviel bitteren Kummer gemacht, wie dieser eine!"

Jetzt war's auch mit dem Gleichmut des Mütterchens vorbei. Sie barg den grauen Kopf in ihre Schürze und schluchzte bitterlich. Als sie sich eine Zeitlang ausgeweint hatte, nahm sie wieder das Wort: „Es ist doch möglich, daß er noch umkehrt und sich ändert."

— „Ja, wenn Gott ihn hart angreift, sonst nicht."

Stumm saßen die beiden Alten noch eine Weile beieinander, bis sie endlich fanden, daß es doch jetzt allzu sehr über das Hochmoor ziehe. Drinnen im Stübchen herrschte noch die nämliche schwüle Luft, wie am Nachmittag; aber es war keinem von beiden eingefallen, die Fenster aufzumachen, um frischen Luftzug hereinzulassen, denn die Abendluft hielten sie für sehr schädlich und ungesund. An dem Tisch sitzend, verzehrten sie wiederum gemeinschaftlich aus derselben Schüssel ihr Abendessen, Ziegenmilch mit eingebrocktem Brote. Das Mütterchen aber legte schon nach kurzer Zeit den Löffel nieder und meinte, der Kohl am Mittag müsse doch sehr nahrhaft gewesen sein, denn sie spüre gar keinen Appetit.

(Fortsetzung folgt.)

# Aus der Kinderstube.

Es war einmal, so beginnt beinahe jedes Märchen und versetzt uns mit diesem Refrain in jenes Reich, wo überirdische Erscheinungen uns begegnen, wo wir Bäume hüpfen, Vögel weinen und Tiere Heldentaten verüben sehen. Und wie süß klingen diese Worte: Es war einmal. Da sitzt so ein altes Mütterchen am warmen Ofen auf weichem Pfühl, während draußen der kalte Nordwind spaziert und alle Blümchen auf der Wiese zerzaust, dafür aber an die Fenster die zartesten Eisblumen zaubert. Wie wird es dem alten Herzen so weh und doch so wohl, und der Mund öffnet sich, und weß das Herz voll ist, deß gehet er über.

Ja, es war einmal, und damals war ich jung und hüpfte auf der Wiese wie die Lämmchen, die ich hütete, selber so rein und fromm wie ein Schäfchen, — kannte weder Gebrechen noch Unbequemlichkeiten des Alters. Damals war es auch was, aber was ist es jetzt? damals herrschte die gute Fee, und heute hat sie sich zurückgezogen, weil der Kobold der Wirklichkeit sie so oft gefoppt und so sehr beleidigt hat. Kehre wieder, gute Fee, und sei nicht beleidigt, wir lieben dich und wollen den Kobold, der dich beleidigt hat, schon vertreiben. Oder kannst du nicht, sind deine Flügel zu schwach, oder sogar verkümmert, so wollen wir unsere Kraft zusammennehmen, uns aufraffen und zu dir eilen. —

Es war einmal ein schöner Flühlingsmorgen, freilich damals, als ich noch jung war, und der letzte Schnee verwandelte sich in Wasser, welches in einem breiten schmutzigen Strome sich längs der Straße dem nahen Flusse zuwälzte. In der blauen Luft trillerte bereits die Lerche, und auf der Wiese lugten die ersten Grashälmchen verstohlen aus der grauen Erde, als wenn sie um Erlaubnis baten, sich einmal an dem warmen Sonnenschein zu erwärmen. Von dem fernen Russendorfe läutete eine Glocke majestätisch den frühen Sonntagmorgen ein. Sie schien alles zum Loben und Danken aufzufordern, und auch meine kleine Brust hob sich so wundervoll. Wie gerne wäre ich hinausgelaufen, barfuß, so flink wie ein Häschen, und hätte die blanken Sonnenstrahlen aufgefangen, um sie drinnen der Mutter und den Geschwistern zu zeigen. Aber ich durfte es nicht, denn der Boden war zu naß, die Erde zu kalt, das Wasser zu schmutzig. Sehnsüchtig stand ich auf der Schwelle und schaute hinaus, ob ich nicht wo auf meinen Pantoffeln doch zu dem noch grauen Rasen um unser Häuschen gekommen wäre. Aber ich wäre unbedingt stecken geblieben und dann ...

„Junge, komm herein, Mutter und ich gehen heute zur Kirche, und du sollst mit deinen Geschwistern zu Hause bleiben und hübsch spielen", sagte der Vater zu mir. Gegen Vaters Befehl half kein Protestieren, und weder ich noch meine Geschwister haben je an solche Dinge gedacht. Also, es war abgemacht, ich sollte drinnen in der engen Stube mit den Geschwistern spielen und das so lange, bis die Eltern aus der Kirche nach Hause kommen würden. Und doch drängte alles in mir hinaus in die freie Luft, hinaus, hinaus!

Ehe die Eltern das Haus verließen, wurde mir als dem Ältesten noch manche Verhaltungsregel eingeschärft. So durfte z. B. keines von uns unnötig auf die Möbel klettern, den Sand in der einzigen Stube, die wir besaßen, nur bis zu einem gewissen Striche auf dem Fußboden zertreten, und niemand sollte in die Wohnung eingelassen werden.

Wir versprachen, alles treu und ehrlich zu befolgen, gerade wie die Israeliten am Sinai, und ich mußte noch ein besonderes Versprechen ablegen, die Verantwortlichkeit für die zwei jüngsten Geschwister auf mich zu nehmen. Beruhigt gingen die Eltern bald weg und ließen mich, den sechsjährigen ältesten Sohn, als treuen Eckart zu Hause.

Die Ermahnungen, vielleicht auch die Furcht vor bösen Menschen, hatten so auf uns gewirkt, daß wir kaum laut zu sprechen wagten. Aber allmählig schwand diese Stimmung wie der Nebel vor der Sonne. Wir waren jung und regsam, und wer könnte auch von Kindern unter sechs Jahren verlangen, daß sie stundenlang in einer Ecke kauern sollten. Das jüngste Schwesterchen nahm Mutters Fußbank, stellte sie an den Ofen und schaute in die Röhre nach dem Essen, welches Mutter für uns als Mittagsmahl weggestellt hatte. Dabei glitt sie aber aus und fiel schreiend in die Stube. Lange weinte sie und rief unaufhörlich nach der Mutter. Ich konnte sie nicht anders beruhigen, als bis ich ihr erzählte, ich würde ihnen eine Trittmühle bauen so hoch, bis an den Boden. Schnell schleppte ich zwei Stühle herbei und stellte sie zusammen. Dann nahm ich Mutters „Schehnestuhl", stellte ihn auf die beiden untersten Stühle, auf ihn wurden noch zwei Fußbänkchen plaziert, und so war die Mühle fertig.

Da meinte das erste Schwesterchen, ich hätte doch versprochen, eine Trittmühle zu bauen, und dieser Turm ähnele mehr einer Windmühle, wie Johann Wiensen sie hätten. Auf einer Trittmühle müsse man auch treten. Richtig! Das war es; ich kletterte mit Todesverachtung auf den wackeligen Turm, wel[chen ich] aber heute noch nicht, wie ich es fertig gebracht habe, bis auf das oberste Bänkchen zu gelangen. Endlich war ich oben, und jauchzend standen die kleinen Geschwister und staunten darüber, wie ihr älterer Bruder so hoch oben sei. Ich wieherte einigemale wie ein richtiges Pferd und fing nun an, auf meinem hohen Throne herumzupaddeln. Aber o weh, das hielt die Trittmühle nicht aus, und bald lag ich mit dem oberen Teil des ganzen Turmes mitten in der Stube. Freilich war ich über den Strich hinaus gefallen, und der Sand war jenseits ziemlich zertreten, was ich mit Schrecken wahrnahm. Hier half aber kein Jammern; ich lag unten und hatte mir keinen Arm oder Bein gebrochen. Nur das Knie war ziemlich geschunden, aber das schadete ja nichts. Die anderen Geschwister hatten alle ihre helle Freude an meinem „Herunterknallen" und klatschten in die Hände, als ich mit vor Schmerz verzerrtem Gesicht unter den Trümmern der Trittmühle hervorkroch. Auch das kleinste Schwesterchen hatte sich völlig beruhigt und rief außer sich: „Mehr Mühle! Mehr Mühle!"

Ich aber hatte genug und setzte mich reumütig in die Ofenecke. Nicht daß mich der Turmbau gereut hätte, sondern der zertretene Sand würde als Zeuge meines Ungehorsams auftreten. Was dann? Würde Vater wieder die Rute hinter dem großen Wandspiegel hervorholen, oder würde mein angstvolles Bitten: Vater, ich werde nicht mehr, gewiß nicht einmal mehr! ihn erweichen können. Wohl schwerlich. Die Geschwister verweilten sich mit den umgestürzten Stühlen und versuchten, nun selber eine Trittmühle zu bauen, was ihnen aber nicht so recht gelingen wollte.

Inzwischen aber hatte sich meine Angst gelegt, und ich tröstete mich, so gut wie ich konnte, mit dem Vers, den mich unlängst Nachbars Peter gelehrt hatte: „Prügel währt nicht lange, Schelte tut nicht weh". Mein reger Geist suchte nach Beschäftigung, und meine Blicke irrten in der Stube umher. Da fiel mein Auge auf die Wanduhr, die auf dem Ende des Bettes hing. Wie das gelbe Ding da unten immer so auf und abging, gerade wie bei einem Hunde der Schwanz, wenn er vor Freude wedelt. Auch hatte Nachbars Peter mir eingebildet, daß in jeder Uhr ein Hund säße, und der verursache das Ticken und wedele auch mit dem Schwanze. Und doch hatte ich in meinem Leben noch nie einen solchen Hund gesehen. Die Uhr war in unserem Hause etwas Besonderes, und niemand

fte ungestraft mit den Löten spielen, geweige denn das Gehäuse anfassen. Durch in Gehirn ging es wie einst durch daslige der ersten Eltern: Ihr werdet klug rden. Den Hund mußte ich endlich sehen, n jeden Preis, und wenn auch nur von ferne.

Behutsam stieg ich auf das Ende des Bet-, welches nur ein schmales Brett war, und aute mit ausgerecktem Halse in die Uhr. n war aber kein Hund, der mich angeschaut tte. Hatte ich mich aber schon einmal so ch verstiegen, so trieb mein Forschungsgeist ich auch weiter. Wie wäre es, wenn ich nmal den Schwanz anfaßte, würde er dann ieder losgehen. Gedacht, getan! Doch nein, bewegte sich nicht, und kein Tick-Tack ließ h mehr hören. Was nun? Ich gab dem chwanz einen Schlag, aber nach ganz kurzer eit blieb er wieder stehen. Was würde jetzt r Vater sagen, wenn er mich hier oben sähe i der Uhr? In meiner Todesangst gab ich m vermeintlichen Schwanz solchen Stoß, daß einigemale hin und her fuhr, dann aber irrend zur Erde fiel. Dabei aber hatte ich s Gleichgewicht verloren und war rücklings uf die hochaufgestappelten Betten in dem Bette gefallen. Das Bett war ganz zerdrückt. Endlich erholte ich mich von meinem Schreck, ußte aber nicht, was ich tun sollte. Rechts n Abgrund, denn da lagen noch die umgevorfenen Stühle, die Trümmer der Trittühle, und links ein Abgrund, denn das zerrückte Bett konnte nur die Mutter so nett vieder herstellen, das wußte ich zu gut, und or mir die Uhr mit dem verlorenen Hunde, er jetzt mit den Zähnen in einem zu klaperte ticke-tacke, ticke-tacke. Wie das da drinen arbeitete. Starr stand ich da.

Da plötzlich fuhr neues Leben in meine Glieder, weil das jüngste Schwesterchen den elben Schwanz von der Erde genommen hatte und nun damit auf die anderen Geschwister loshämmerte. Ich entwand ihr das verhängnisvolle Ding, um es so vor dem Zerbrechen zu bewahren. Freilich ging das alles nicht so leicht, und ich schrie, während die Kleine sich wehrte und ihren Schatz nicht ohne Zetern herausgab.

Plötzlich öffnete sich die Tür, und herein trat — die Mutter. Die anderen Geschwister stürmten mit offenen Armen auf sie zu, nur ich wäre am liebsten in die Erde versunken. „Kinder, was macht ihr?“ rief sie fast angstvoll. Nun nur schnelle. Das ahnte mir schon alles so, deshalb ging ich gleich nach der Predigt nach Hause und wartete schon das letzte Lied nicht ab. Wie sieht das aber alles aus! Du liebe Zeit, das Bett!

Dabei zerlegte sie es im Nu, und nach einer Minute war alles in Ordnung, fast so platt war es, wie am Morgen.

„Aber wo ist der Perpendickel zur Uhr?“ fragte sie mich vorwurfsvoll.

„Mutter, wenn der Schwanz Perpendickel heißt, so habe ich ihn hier“, und ich zog ihn aus meinem Busen heraus. „Lenchen wollte ihn immer haben!“

Als der Vater nach einiger Zeit in das Zimmer trat, und die wiederhergestellte Ordnung sah, ahnte er von allem nichts. Beim Mittagsmahl lobte er seine Kinder und besonders mich, den Ältesten, auf den er sich schon verlassen könnte. Mutter war schweigsamer denn je und schaute mich so wehmütig an. An der Wand aber tickte regelmäßig die Uhr und schien warnend zu rufen: „Nicht nochmal! Nicht nochmal!“

Als Vater die Stube verlassen hatte, und Mutter allein am Tische saß, ging ich hin und umschlang ihren Hals mit beiden Armen und flüsterte: „Mutting, ich liebe dich.“

## Biblisches Rätsel.

Nenn mir des Propheten Namen,
der in seinem engen Rahmen
einen König in sich schließt,
eine Stadt, die du oft nennst,
eine Säng'rin, die du kennst,
die im Lenz uns schon begrüßt.